

Mit Leib und Seele der mystisch-sektiererischen Sekte Schwendfelds (gest. 1564) zugetan, suchte die Dichterin Anna Dwenen Hoyer (geb. 1584 zu Koldenbüttel in Schleswig, gest. in Armut 1655), die Tochter des bekannten Astronomen Johann Owen, ihrer Sekte zum Siege zu verhelfen. Ohne Stolz auf ihre klassische Bildung preist sie felig die Armen im Geiste und von religiöser Zuversicht beseelt, bekämpft sie die verlogenen lutherischen Prediger mit den Waffen des Spottes und Hohnes („Geistliche und weltliche Poemata“. Amsterdam 1650). Streitbar, verbittert und fanatisch schlägt diese in ihrem weltfremden Weltleben merkwürdige Frau Töne voll männlicher Kraft an und, in ihren Knittelversen und kurzen Reimpaaren auf jeden poetischen Schmuck verzichtend, schreckt sie auch vor Derbheiten nicht zurück; so insbesondere in dem für die Kenntnis des niederländischen Lebens jener Zeit interessanten Gedichte „De denische Dörp pape“, der Schilderung eines Bauerngelages, an dem auch die Dorfpfarrer Haef und Hans teilnehmen und dabei in mimischer Satire über sich selbst das vernichtende Urteil sprechen.

Aus der mystischen Literatur des Mittelalters schöpfte der gelehrte und poetisch veranlagte Kapuziner Vater Martin von Cochem (geb. 1634 zu Cochem a. d. Mosel, gest. 1712 zu Bruchsal) viel Stoff zu seinen zahlreichen Schriften („Leben Jesu und Mariä“, „Baumgarten“, „Myrrhengarten“, „Leben der Heiligen“, „Erklärung des Messopfers“), mit denen er den Wünschen des Volkes entgegenkam.

Wie dieses es wünscht, läßt er es nirgends an Anschaulichkeit der Darstellung von Landschaften, Jahreszeiten, Ortschaften usw. fehlen; er verlegt sich in das Seelenleben der handelnden Personen und reißt durch dessen Schilderung den Leser mit. Überall, durch die Idylle (Geburt Christi, das Leben der heiligen Familie) wie durch die erschütterndste Tragik sucht er auf das Gefühl der Leser einzuwirken, um für deren Seelenheil zu sorgen. Aus seinem „Leben Jesu“ haben die geistlichen Volksschauspiele geschöpft und durch sein „Auserlesenes History-Buch“ sind besonders die Geschichten von Griseldis, Hirlanda und Genoveva volkstümlich geworden. Sein „Allgemeines Gesangbuch“ für Katholiken erschien 1700 bereits in elfter Auflage. Zeitgemäß erneuert, gehören mehrere seiner Schriften zu dem festen Bestande der Hausbibliothek katholischer Familien.

Eine eigenartige Mischung von philosophischer und Gefühlsreligion weht durch die Lieder des schlesischen Konvertiten Christian Knorr von Rosenrath (geb. 1636 in Altranten, gest. 1689 als Geheimrat und Minister des Pfalzgrafen Christian August zu Sulzbach). Außer den vierzig freien Schöpfungen finden sich in der von seiner Frau veranstalteten Sammlung „Neuer Helikon mit seinen neun Mufen, d. i. geistliche Sittenlieder“ auch Übersetzungen lateinischer Hymnen. Bearbeitungen älterer deutscher Lieder und Lieder, zu denen ihm des Neuplatonikers Boethius Trostschrift den Stoff lieferte. Überall verrät sich des Dichters Neigung zu den sogenannten geheimen Wissenschaften. Unermüdet war er in der Suche nach dem Stein der Weisen wie in der mystischen Erforschung der Bibel, die er fast auswendig wußte. Als bedeutendste Frucht seiner tabbalistischen Studien gilt seine Kabbala denudata (1677).

4. Epigramm, Satire, Epos, Roman.

Die gewöhnliche Forderung an die Poesie, daß sie nützen und ergötzen solle, schien dem siebzehnten Jahrhundert am besten durch das Epigramm befriedigt zu werden, denn dieses verlangt einen bestimmten Gehalt und eine wohlthuende Kürze gegenüber der Leere des Inhaltes und der Weitläufigkeit der Form, wie sie in anderen Dichtungsarten begegneten. Außerdem entsprach das Epigrammartige, der Witz und die überraschende Verbindung von Gegensätzen ganz der vorwiegend verständigen Richtung der Zeit, die an der Anekdote größeres Gefallen fand als an dem volkstümlichen Schwank und der Fabel mit ihrer Moral und das Antithetische und Witzige selbst in die lyrische und erzählende Dichtung hineintrag. Zwar nahm das Epigramm auch Bestandteile aus dem von altersher überlieferten Schatz, poetische Gnomen, Sprichwörter und Priameln auf, seinem Wesen nach aber ist es fremden Ursprunges, ein Kind der deutschen Renaissancebewegung, dem Verständnis und Geschmack des Volkes fernstehend, ausschließlich gelehrter Natur.

In den fünfziger Jahren, der Blütezeit des deutschen Epigramms, verdrängte der Briten den bis dahin bevorzugten Martial, da seine Epigramme den theoretischen Anforderungen, die jene Zeit an das Epigramm stellte, besser entsprachen. Kurze Form, ein pointierter geistreicher Schluß und die beliebte „Spitzfindigkeit“ am Ende, nach Dvizens Definition die „seele und gestalt“ dieser Gattung, weisen fast alle Epigramme des lateinisch dichtenden Engländers John Dwenens (1584—1623) auf und überdies huldigte er dem Zeitgeschmacke durch seine Bevorzugung des satirischen Epigramms. An Stoff hat es in dem alamodischen Zeitalter nicht gefehlt; die Nachäffung der Welschen in Sprache, Sitte und Mode, die Gefinnungslosigkeit der Gelegenheits-

Zu früh war ich entzündet
 der stillen reißigen tag,
 und mit dir dich verbrüdet
 und nachts verborger tag,
 Du bist in meinem Herzen
 Zu flümelain protest an,
 Das brümet gleich einer Kerzen,
 So niemand lassen kan
 Manchen ich tag in Wunde
 gen Ost- und Norden-bräust,
 kein Lindering dort finde,
 laßt sich mit Klaffen auf!
 O wie der Qual, und Schmerz!
 was soll mich werden dir?
 Den ganzen tag ich weinend
 weil still in / gemortem Ein.
 was wieder dan aufzulegen
 Der tag dir nachst finlein,
 und sich gar tief gelogen
 der Sonn, und Sonnen / sein,
 Das flümelain so mich quället
 noch blüht in voller glüt,
 all sind so viel man zehlet
 Zu mich noch beinman / gut.
 Das flümelain daß ich mein,
 O ist jess / süß / nachst:
 O schreie nach, und keine,
 griffe ein so widerfang.
 O süßheit in / schmerz,
 O schmerz in / süßheit.
 Als beide nachst / haben,
 noch blüht in ewigkeit.
 Ob ich in dein, und quälend
 Mein Leben / schreibe dir,
 von jess / teil, und strecken
 der / schreien mit, und Ding,
 doch mit so gar mich zehlet
 die Liebe jess mein,
 all gleich / sie wieder nehet,
 und / schreie auf / freuden ein.
 O flümelain / süß / nachst,
 O lieber dich / ein / teil,
 Ich magst mich verlassen
 all ander / freud, und / teil,
 Ich / zündest / mein / gemüte,
 bringst mir / groß / setzen / leid,
 Ich / küßst / mein / gelübde,
 bringst auf / ergetlichkeit.
 Ado, / du / tausend / jahre
 O wolle / du / guter / nachst:
 Ado / laß / mich / dein / feind,
 Ich / dich / so / gar / veranste.
 In / jess / lieb / ich / leben,
 tag / die / von / setzen / grund:
 In / lauter / freud / ich / / freud,
 wie / ich / ich / bin / veranste.

poeten und der Krieg mit seinen Greueln und seinem schrecklichen Gefolge von Verwilderung der Sitte gaben neben den allgemeinen menschlichen Schwächen und Gebrechen Stoff in Hülle und Fülle. Aus der Vorliebe der deutschen Epigrammatiker für Owen, der übrigens gegen Ende des Jahrhunderts wieder dem Römer weichen mußte, erklärt sich, daß er öfter als Martial ins Deutsche übertragen wurde. Während dieser nur durch die zwei Blütenlesen von Opitz (1639) und Schulz (Thorn 1644) in deutscher Sprache verbreitet war, hatte Nicäus Ancumatus bereits 1638 die Epigramme Owens ins Niederdeutsche übersezt, worauf drei hochdeutsche Versuche folgten und 1651 zu Hamburg die erste vollständige Owenübersetzung des Bremer Arztes Valentin Löber (gest. 1685) erschien, die eine ganze Reihe von Auflagen erlebte. Er wünschte mit seinem „Deutschredenden Owenus“ zu zeigen, daß die deutsche Sprache die angenehme Kürze der lateinischen wettmachen könne, und lehnt sich gern an deutsche Sprichwörter an.

Diese Neigung teilt auch der Epigrammendichter, der die selbständige Erfindung auf diesem Gebiete besonders glücklich vertritt, der Schlesier Friedrich von Logau. Er kleidet zwar seine „Sinngedichte“ noch in alle Arten der Kleinpoesie und stattet die satirischen Pfeile, um jeden Vorwurf persönlichen Angriffs abzuweisen, nicht mit wirkungsvollen individuellen Zügen aus, aber sie sind zum größten Teil sein geistiges Eigentum, „nicht fremde Beute“, und selbst dort, wo er entlehnt, weiß er durch die Art der Darstellung seine kraftvolle Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen. In ihr spiegelt sich die Welt um ihn herum; seine Kenntnis der Welt und des menschlichen Herzens macht ihn fähig, das Gewühl und den Wirrwarr der neuen Sitten zu beherrschen, seine hohe Anschauung von Recht und göttlichen Dingen erhebt ihn über das Treiben seiner an vielen Wunden krankenden Zeit und macht den bescheidenen, vom Glück wenig begünstigten Mann zum Philosophen, der der eigenen wie der allgemeinen Not auf den Grund zu kommen suchte. Schon in seiner Kindheit hat den 1604 zu Brockut bei Rimpfisch geborenen Friedrich das Leben hart angefaßt; nur dem Wohlwollen freundlicher Gönner verdankte er es, daß er in Brieg die Gymnasialstudien machen konnte, um dann, „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“, mit dem Studium der Jurisprudenz fünf Jahre zu verlieren und als herzoglicher Beamter zu Brieg, seit 1654 in Liegnitz, für den Lebensunterhalt zu sorgen. Seine Familie verarmte, sein väterliches Gut fiel dem Kriege zum Opfer, die erste Frau starb ihm nach kurzer, überaus glücklicher Ehe, die zweite scheint ihm allerlei Leid gebracht zu haben und oben drein wurde er von körperlichen Leiden gequält. Am 24. Juli 1655 ist er gestorben, nachdem er noch im Jahre vorher die erste vollständige Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel Salomons von Golarw deutscher Sinngedichte drei Tausend herausgegeben hatte, der bereits zwei kleinere, die eine mit 200 „Reimsprüchen“, die andere mit 50 Gedichten vorausgegangen waren. (Abb. S. 526.)

Darin erteilt er, aus seiner reichen Erfahrung schöpfend, in einer Reihe von Sprüchen wie ein anderer Salomon Lehren der Weisheit, die das Leben und das Verhältnis des Menschen zu Gott betreffen, und offenbart seine religiöse Natur, die in kindlichem Gottvertrauen alle Hoffnung auf den Herrn setzt und zu ihm betet, bald in einfachen, schlichten Worten, bald im Jubel höchster Begeisterung und innigen Dankgefühls. Den Glaubensstreitigkeiten und dem Schulgezänk streitsüchtiger Theologen ist er abhold, denn er will sich als Protestant das Recht der freien Meinung von der Orthodorie nicht nehmen lassen, und höher als jedes religiöse Bekenntnis sieht ihm „die Kirche im Gewissen“. Er predigt seiner aufgeregten Zeit Veröhnung und Duldung, verurteilt die pietistische Scheinheiligkeit und fordert werttätige Nächstenliebe, die seiner durch den Krieg von herzloser Selbstsucht ergriffenen Zeit ganz fremd geworden war. „Gott dien ich mit dem Herzen nach meinem besten Können. Dem Fürsten mit dem Kopfe nach meinen besten Sinnen, Dem Nächsten mit den Händen durch Hilf' aus gutem Willen.“ So lautete seine Devise. Dieselbe redliche Gesinnung, die aus seinen an das Gemüt gerichteten Lehren spricht, offenbart sich auch in den satirischen Epigrammen, in denen er vorzugsweise die politischen und sittlichen Verhältnisse seiner Zeit behandelt. Warm fühlend für sein Vaterland, beklagt er das Elend des Krieges, „den selbst das Vergessen nicht vergessen kann“, und nicht minder den Frieden, der die moralische Verderbnis, die der Krieg mit sich brachte, durch die nunmehr unwiderstehlich vordringende französische Mode nur beseitigt. Er trauert über Deutschlands Schmach, über die entschwundene Herrlichkeit und die verlorenen Tugenden seines Volkes, Biederkeit und Treue. Deutschland ist „blutarm“ geworden, „drum geht es so geslickt.“ Mit fremden Lappen schmückt sich seine Sprache und selbst die schmutzlose, aber ehrsame Kleidertracht hat der französischen Mode weichen müssen; mit dem Kleide aber hat man auch die Sitte abgelegt. Völl Enttäuschung über die Nachäffung

französischer Kleidung und Lebensart, die immer mehr die von den Vätern ererbte Tüchtigkeit verdrängte, ruft er in bitterem Spotte aus: „Narrenkappen sam den Schellen, wenn ich ein Franzose wär, Wolkt ich tragen, denn die Deutschen gingen stracks wie ich so her.“ Selbst an einem Hofe lebend, erkannte er, daß neben dem Kriege und seinen Folgen auch die Fürsten und Höfe eine Hauptquelle der Übel seien, die auf Land und Volk lasteten. Daher geißelt er bald mit Humor und Laune, bald mit Ironie und Wiß, oft voll Erbitterung das ränkevolle und gesinnungslose Treiben seiner Umgebung, das Haschen nach Gunst, die Heuchelei, Bestechlichkeit und schamlose Schmeichelei, und obzwar selbst von der Gunst eines Fürsten abhängig, redet er den Fürsten mit einem oft staunenswerten Freimut in das Gewissen. Nicht minder erinnert er, selbst einem alten Adelsgeschlechte entsprossen und dessen sich wohl bewußt, die Adeltigen an ihre Pflichten, und höher als der Adel der Geburt gilt ihm der Adel der Gesinnung.

Daß bei der großen Anzahl sich auch minderwertige unter seinen Sinngedichten finden, darf uns nicht wundernehmen und hat der Dichter in seiner Anspruchslosigkeit selbst erkannt. Wenn er vor Derbheiten und Obszönitäten nicht zurückschreckte, so folgte er teils den antiken Mustern, die in deren Verwendung eine Erhöhung der Komik erblickten, teils wollte er durch die Vorführung des Lasters in seiner ganzen Häßlichkeit seinem Spotte eine desto größere Wirkung sichern.

Für den Vater der neuen Dichtkunst begeistert und neben anderen Versmaßen den Alexandriner gebrauchend, band er sich doch nicht durchweg an dessen Vers- und Sprachregeln, denn höher als die Form stand ihm der Inhalt: „Wenn nur der Sinn recht fällt, wo nur die Meinung recht, So sei der Sinn der Herr, so sei der Reim der Knecht.“ Die Sprache behandelt er mit fast zügelloser Freiheit; er ist ein Freund und Pfleger der deutschen Sprachreinheit, will aber nicht zugunsten des Reindeutschen auf die Besonderheiten der schlesischen Mundart verzichten, denn er meint: „Wer vom Herzen redet deutsch, wird der beste Deutsche sein.“ Durch diese Geringschätzung der formellen Kunst- und der Schriftsprache zog er sich aber den Haß der Opitzianer zu und selbst seine Aufnahme in die Fruchtbringende Gesellschaft (1648), der er als der „Verkleinernde“ angehörte, konnte ihn bei seinen Zeitgenossen nicht zu Ehren bringen. Wohl schon gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts war Deutschlands größter Epigrammatiker vergessen und erst 1702 eine „Auserweckung“ seiner Gedichte möglich. Doch diese mißglückte und so blieb Logau verschollen, bis Lessing in seinen Literaturbriefen (36 und 43) auf dessen bleibenden Wert hinwies und 1759 mit Ramler eine Auswahl seiner Sinngedichte in 12 Büchern nebst Anmerkungen ausgeben ließ, die aber mit der Überlieferung willkürlich verfuhr und daher ihre Bedeutung verlor, als 1872 in den Publikationen des Literarischen Vereins in Stuttgart eine vollständige Ausgabe der Gedichte Logaus erschien. Sein epigrammatisches Schaffen fand einen Nachfolger in dem Toggengburger Johannes Grob (1630—1697).

Salomons von Golaw

Deutscher

Sinn-Gedichte

Drey Tausend.

Cum Gratiâ & Privilegio
Sac. Cæs. Majestatis.



Dresflaw)

In Verlegung Caspar Klopmanns /
Gedruckt in der Baumanniſchen Druckerey durch
Gottfried Gründern.

Titel der ersten Gesamtausgabe von
Logaus Sinngedichten.
Breslau 1654.

Desen Epigramme („Aufschriften“ „Kurzgedichte“) sind nebst Liedern („Stimmgedichte“) in den Sammlungen Dichterische Versuchsgabe (1678) und Reinholds von Freienthal poetisches Spazierwäldchen (1700) überliefert und sind zum größten Teile satirischer Art, und zwar wenden sie sich entweder ganz allgemein gegen die menschlichen Schwächen oder geißeln das öffentliche und gesellschaftliche Leben, wie die Rechtspflege, des Adels Nichtigkeit, das Gesundheitstrinken, die Nachäfferei der Franzosen. Mit der Verspottung der Gelegenheitsreimer leitet er zur literarischen Kritik über, die später ein Hauptgegenstand des Epigramms wird. Grobs Sprache ist kernig, kräftig und frisch von der Leber weg: „Des namen eigenschaft liegt einem Dichter ob: Es bleibet wohl dabei, ich heiß und schreibe grob.“

Logau erweiterte einzelne Epigramme zu kleinen satirischen Bildern und aus solchen setzen sich auch die großen Satiren zusammen, die uns im siebzehnten Jahrhundert entgegentreten.

Sie bekämpfen zwar noch wie die satirischen Dichtungen des vorausgegangenen Zeitraums die typischen Gebrechen aller Stände, wie denn die Überlieferung auf diesem Gebiete überhaupt nie unterbrochen wurde, aber weit mehr als die Laster des Grobianismus befehlen sie die aus einer falschen Bildung und Verirrung des Geistes stammenden mit Witz und Spott, ohne jedoch dafür neue Bahnen zu weisen. So fordern zwar auch jetzt noch die Erwerbstände mit ihrer Habgucht den Hohn des Satirikers heraus, aber in höherem Grade die gelehrten Stände, Theologen, Juristen, Ärzte, Alchimisten, Astrologen, Poeten und vorzugsweise die alamodische Dichtung der Zeit, die Nachahmungs- und Neuerungsucht, das Undeutsche im Leben wie in der Gesinnung. Für die Form der Darstellung bedienen sich die Satiriker häufiger der ungebundenen als der gebundenen Rede und folgen in ihrer satirischen Prosa den Anregungen, die von Spanien ausgegangen waren und zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts durch den Sekretär des Kurfürsten Max von Bayern, Agidius Albertinus (geb. 1560 zu Deventer, gest. 1620 zu München), vermittelt wurden. Dieser, auch Vater des deutschen Schelmenromans, suchte teils durch eigene Schöpfungen, weit mehr aber durch Bearbeitung lateinischer und französischer Werke in mundartlich gefärbter deutscher Sprache und farbenreicher Bildlichkeit des Ausdrucks katholischen Lesern das gesamte Wissen seiner Zeit in populärer, oft humoristischer Weise zu bieten und für die Erziehung einzelner Stände Ratschläge zu geben. Unter den Vorlagen, die er zu diesem Zwecke bearbeitete, nehmen die politischen Schriften des spanischen Hofpredigers Karls V., Anton von Guevara (gest. 1545), die erste Stelle ein. Dessen Eigenart, Erzählung und Betrachtung zu vereinigen, Ernstes und Komisches zu verbinden und durch Einflechtung von Anekdoten der Zuhörer und Leser Aufmerksamkeit für die Ermahnungen zu wecken, sagte dem Hofbeamten zu. So entwirft er lebendig ausgeführte, satirisch und belehrend wirkende Bilder vom Hofleben, Soldatenstande, Familienleben und schilderte in Luzifers Königreich und Seelengejaid (1616) im Anschlusse an die sieben Haupttünden und deren Strafen das Treiben der Welt, um ihm in Christi Seelengejaid (1618) die christlichen Tugenden gegenüberzustellen.

Wieder an ein spanisches Vorbild, aber mit mehr Selbständigkeit, knüpfte ein anderer Schriftsteller an, um deutsche Gesinnung zu verbreiten und in den trüben Zeiten aufrecht zu erhalten. Hans Michael Moscherosch stammte aus einer ursprünglich adeligen, protestantischen Familie, die aus Aragonien eingewandert war, und wurde 1601 zu Wilsstadt unweit Straßburg geboren. Nachdem er hier das Gymnasium besucht und seit 1620 die Rechte studiert hatte, erwarb er sich 1624 in Genf den Doktorgrad und ging dann nach Frankreich, wo er sich persönlich zwar dem entzückenden Eindruck hingab, den Paris auf ihn ausübte, aber auch die deutschfeindliche Gesinnung Frankreichs kennen lernte. Nach seiner Rückkehr übernahm er zunächst die Hofmeisterstelle bei den Söhnen des Grafen von Dachsburg, worauf er seit 1630 als Amtmann an verschiedenen Orten die Drangsale des Krieges durchkosten mußte. Zwölf Jahre lang führte ihn Gott, um ihn im Gehorsam und in der Geduld zu prüfen, „in der hohen Creutzschule durch alle Classes der drey Hauptstrassen (da der grewliche Feinde, ohne die vnbarmerhitzige blinderungen, hinder vnd vmb mich alles ernieder gelegt vnd erwirget: der schröckliche Hunger eine vnzahlbare mänge vor meinen Augen getödet: die grausame Pest die meinige, vnd andere, neben mir vnd an der seite hinweg genommen“). Seiner Habe entblößt und genötigt, durch den Ackerbau sein „brodt mit Gott zu suchen und zu erwerben“, flüchtete er sich 1642, wie schon sieben Jahre vorher, wieder nach Straßburg, von wo er nach der nahen kleinen elsässischen Festung Bensfeld als schwedischer Kriegsrat berufen wurde. Als ihm einige Zeit nachher wegen seiner umsichtigen Amtsführung mehrere Stellen zugleich angetragen wurden, wählte er die eines Sekretärs und Diskals der Stadt Straßburg. Obwohl er seinem Amte rühmlichst vorstand, hatte er unter dem Meide ränkevoller Menschen viel zu leiden, die ihn auch nicht zur Ruhe kommen ließen, als er 1656 in die Dienste des Herrn von Hanau und später in die anderer Herren, zuletzt der Landgräfin von Hessen, getreten war. Eben im Begriffe, von allen Ämtern sich zurückzuziehen, wurde er auf einer Reise nach Worms von einer Krankheit ergriffen, der er 1669 erlag. (Abb. S. 528.)



*Hic ille, Lector, habebat MOSCHEROSCH
Politicis literarumq; Sator;
Quem saculi in moras Philander invenit
Commendat Orbis; sed Fides & Crux DEO.
Amico veteri faciebat Wratislavia
Matthias Machnerus.*

*Clarissimo Viro Dn. Joh. Mich. Moscherosch
Reipub. Argentin. Secret. hanc ipsius Imma.
oinem obseru ergo offert Petrus Aubry. 1672*

Hans Michael Moscherosch.
Stich von J. Amberg.

Wesen daher gehet.“ In den „hochbetrübtesten, gefährlichsten Zeiten“, da er in steter Lebensgefahr schwebte, und „mit Herz-brechen und quälen oft gelitten“, hat Moscherosch, angeregt durch „ein kleines Engländisches Tractätlein, genannt: Testament, so ein Mutter ihrem vngeborenen Kind gemacht hat“, den „seinigen zur letzten Nachricht“ dieses Büchlein „in Eyl, vnd, so zu reden, auff der Post“ verfaßt (1641). Es ist das treu besorgte Vaterherz, das unter dem Drucke der Zeit seinen „Herz-geliebten Kindern“ Rathschläge für das Leben gibt, die auch auf die Erziehung und die Heranbildung der Jugend für den Dienst Gottes und des Vaterlandes im allgemeinen sich beziehen und so ein pädagogisches Lehrbuch in deutscher Sprache darstellen. Es ist das umfangreichste aus jener Zeit und weit mehr als die *Monita paterna* (Väterliche Ermahnungen), die Kurfürst Max von Bayern für seinen Erben aufzeichnete, verbreitet und sogar in das Dänische übertragen worden.

Moscherosch empfiehlt seinen „lieben Söhnen“, „insonderheit ihres Vaterlandes Geschichte“ kennen zu lernen; die Liebe zu dem deutschen Volke drängte ihn selbst, ihm warnend und mahnend ein Spiegelbild seines dem Untergange zutreibenden Wandels vorzuhalten. So gab er etwa seit 1643 zu Straßburg unter dem Namen Philander (d. i. Mannhold) von Sittewald (durch Buchstabenversetzung aus „Wilstaedt“ gebildet) die vierzehn Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichte heraus, „in welchen aller Weltwesen, aller Mänschen Händel mit ihren Natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalts, Heucheley, Thorheit bekleidet, öffentlich auff die Schau geführt, als in einem Spiegel dargestellt und gesehen werden.“ (Beilage 80.) Die Aufnahme war eine so günstige, daß der Verfasser nicht bloß bald neue Auflagen besorgen, sondern seit 1650 auch gegen die Nachdrucke und die ihm unterschobenen Gesichte allen Ernstes einschreiten mußte. Kulturgeschichtlich von hoher Bedeutung und ein glänzendes Zeugnis wackerer Gesinnung, entbehrt das Buch leider des künstlerisch-einheitlichen Charakters, der Ordnung und Kürze, die sein Verfasser doch selbst als die wesentliche Zierde eines Werkes zu bezeichnen pflegte. Der Gang der Handlung wird durch die Fülle gelehrten oder volkstümlich-derben Stoffes gehemmt, die Einheit

Ein edler Charakter, bescheiden und mildtätig, zugleich freimütig und unerschrocken, gewissenhaft in der Amtsführung und unermüdetlich tätig, erwarb sich Moscherosch die Achtung von hoch und niedrig; über die Grenzen Deutschlands hinaus trug seinen Ruhm sein literarisches Schaffen. Boetisch nicht besonders veranlagt, fand er im Epigramm die seinem Talente entsprechende Form, und so verfaßte er, vorzugsweise Owen nachbildend, seit 1630 sechs Zenturien Epigramme, meistens nur witzig pointierte Sinngedichte, denen der scharfe, verwundende Stachel fehlt. Höher als diese und seine Gelegenheitsgedichte in lateinischer und deutscher Sprache steht die *Insomnis cura parentum* (Schlaflose Sorge der Eltern), die er als „Christliches, Vermächnuß oder Schuldige Vorsorg eines trewen Vatters“ „mitten vnder den Feinden“ schrieb, „mitten vnder dem getümel und gemurmur der Kriegsgurgeln, bey welchen weder Maß noch Ordnung ist: sondern alles vberzwerch verirret vnd verwirret, vnder einander vnd widereinander, in einem vnrordentlichen

VISIONES
DE DON QUEVEDO.

Bunderliche vnd Warhafftige

Gesichte

Philanders von Sittewalt.

In welchen

Aller Welt Wesen / Aller Mänschen
Händel / mit ihren Natürlichen Farben / der
Eitelkeit / Gewalts / Heuchelen vnd Thorheit / bekleidet :
offentlich auff die Schau geführt / als in einem
Spiegel dargestellt / vnd von Männlichen
gesehen werden.

Zum andern mahl auffgelegt.

von

Philander selbstien / vbersehen / vermeh-
ret vnd gebessert.



Straßburg /

Gedruckt bey Johan-Philipp Muiben.

M DE XXXXII.

Titelblatt von „Gesichte Philanders von Sittewald“.

Nach dem in der Staatsbibliothek zu Berlin befindlichen Exemplar.

der stilistischen Form durch die vielsprachigen Zitate zerstört, mit denen der sprachkundige Autor und Herausgeber eines deutsch-französischen Wörterbuchs (1656) seine „Gesichte“ aufgeputzt hat.

Der Dichter ist sich dieser Mängel bewußt und in der Gerichtszene auf der elsässischen Burg Geroldsee läßt er, ganz passend zu dem satirischen Charakter des Werkes, über die „Gesichte“ wegen der Sprachmengerei ein abfälliges Urteil fällen und ironisiert sich ganz nach Art der Romantiker selbst. Wenn es dort heißt, daß „viel Dinge förmlicher, ziellicher, gebühlicher, verantwortlicher, unvergreiflicher, bescheidener, annehmlicher, verständlicher und also können vorgebracht und auch teils gar außen gelassen werden“, so kann dies auch auf die sprachlichen und stilistischen Kunstfeilen bezogen werden, mit denen Moscherosch das sprachschöpferische Walten und Sprudeln seines elsässischen Landsmannes Fischart nachgeahmt hat. Dessen Einfluß verraten auch stofflich Moscherosch's „Plaster wider das Bodagramm“ und das ironisch gemeinte „Weiber-Lob“, aber auch die Einwirkung der anderen Satiriker des sechzehnten Jahrhunderts, insbesondere Brants und Agidius Albertinus' ist allenthalben erkennbar. In den eingestreuten Liedern verschließt er sich, insoweit sie nicht mundartlich sind, an Zinkgraf, den um unser Deutsche Sprach hochverdienten Weckherlin und den ewig lobwürdigen Herrn Opitz an und slicht auch Lieder von ihnen ein. Der Satiriker Johann Sommer aus Zwidau, der aufs entschiedenste den Kampf gegen die Nachäfferei der Deutschen eröffnete, bot ihm mit seiner deutsch geschriebenen und viel gelesenen Ethnographia mundi (Sittenbeschreibung der Welt 1609) viel Anregungen und für die Form hatte der „Träumende“, wie Moscherosch als Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft mit Beziehung auf die Form seiner satirischen Skizzen hieß, ein Vorbild in den „Träumen“ (Sueños) des berühmten spanischen Politikers und sprachgewaltigen Erzählers Don Francisco de Quevedo (1580—1645), die ihm wahrscheinlich in einer französischen Übersetzung vorlagen. Wie übrigens der Spanier in Dante und Lukians Totengesprächen Vorbilder hatte, so war die Einkleidung einer satirisch-moralischen Tendenz in eine Vision auch in Deutschland nichts Neues. Wir finden sie im Tundalus, häufig bei Hans Sachs, Andrea u. a. und Ringwalts „Christliche Warnung des treuen Eckart“ hat auf die „Gesichte“ Philanders durch Form und Inhalt eingewirkt.

Aus Quevedo hat Moscherosch für die ersten sechs „Gesichte“ auch die allgemeinen Vorwürfe („Schergenteufel, Totenreich, Letztes Gericht, Das Haus der verliebten Narren, Die Welt von innen, Die Hölle“) herübergenommen, sie aber mit neuen Bildern, Betrachtungen, Erzählungen und Einfällen ausgeschmückt, in nationales Gewand gehüllt und so zu seinem geistigen Eigentum gemacht. In allen „Gesichten“ kehrt dieselbe Einkleidung wieder; der Dichter, ein Menschenfreund (Philander), geführt von einer Art getreuen Eckart, dem expertus Robertus, sieht auf einer Wanderung, die er mit seiner französischen Reise verbindet, alle die Abgründe, über die das „Weltwesen“ toll und voll hintreibt. Während es ihm hauptsächlich um die Aufdeckung jener Abgründe zu tun ist, weiß er doch auch das Eigenartige der Traumwelt geschickt festzuhalten und erst dort, wo er sich von den großen und kleinen Lastern der Menschen den besonderen Verhältnissen in Deutschland zuwendet, tritt die phantastische Einkleidung vor den grellen Farben der Wirklichkeit zurück.

Schon im „Todten-Heer“ deutet Moscherosch den Umschwung seines Volkes zum Schlimmeren an, indem er den viel angefeindeten Eulenspiegel einen Vergleich seiner Narrenposse mit den Sünden der Gegenwart anstellen läßt, der zu seinen Gunsten ausfällt. Die ganze Sündenliste der neuen Zeit entrollt der Dichter in dem Gesichte „Höllenkinder“, dem künstlerisch vollendetsten von allen. Zwei Wege zeigen sich dem Wanderer; der eine rauh und steil und wenig betreten, der andere bequem und von vielen begangen. Auch Philander wandelt ihn und kommt zur Hölle, aus deren Bewohnern er Typen vorführt. Es ist innerhalb eines kleinen Rahmens ein anschauliches Bild von den verkehrten Bestrebungen der Menschen, die Brant als Narrheiten geißelt hat. Eine besondere Art von ihnen nimmt der Satiriker in der „Höfchul“ aufs Korn, indem er das Höflingswesen mit allen seinen Ränken und Umtrieben aufdeckt und abstrahlt. Doch meidet er es, die Satire mit individuellen Zügen auszustatten, und auch in den ihm selbst angehörigen Gesichten, in denen er erschreckende Bilder von dem Unglück des Dreißigjährigen Krieges entrollt, schwingt er trotz aller Realistik der Darstellung die Geißel nicht über bestimmte Persönlichkeiten. Von diesen Gesichten haben „Alamode Kehrauß“, „Hanshinüber · Gansherüber“ und das „Soldatenleben“ für die Kulturgeschichte ganz besondere Bedeutung.

„Ich hatte bisher gesehen und erfahren, daß an allen orten, die ich durchwandelt und durchzogen, durchgangen und durchlossen, durchgörpelt und durchtrabet, durchschliffen vund durchgritschet, durchschlichen vnd durchstrichen, durchstigen und durchtrochen, durchhugelt vnd durchburgelt, durchstulpert vnd durchfallen, durchritten vnd durchschritten, durchdrenset vnd durchfahren von der Welt Scheinsal vund Eitelkeit fast betrogen worden, vnd daß also das Wesen dieser Orten, da ich noch hude und mich tude, weder zu suchen noch zu finden seyn werde.“ So klagend greift Philander wieder zum Wanderstabe („Alamode Kehrauß“), um etwa anderswo „ein ruhiges vntadelhaftes friedseeliges Leben“ anzutreffen. Von expertus Robertus geleitet, kommt er durch den Wasgau in die von Sagen umwobene Burg Geroldsee, wo der König Sazo, der Ergkönig Aironest, Hermann, Witichund, Kallolfelz, Tütschmeyer und andere „uralte Deutsche Helben“ haufen. Vor diese Vertreter altgermanischer Sitte und Freiheit geführt, muß Philander beweisen, daß er wirklich ein Deutscher sei, wie er behauptete; denn damit stimmt schlecht seine welsche Haarracht, sein Bart, sein Name vund alamodische Kleidung, Wamms, Hofen, Strümpfe und Schuhe, sein „wunderliches Büden

und Hüften, mit dem Kopf, mit den Händen und Füßen, mit dem ganzen Leib“ und am allerwenigsten die Sprachvermengung, die er in den „Gesichten“ geübt habe. „Altes Wesen her!“ ruft Witichund, „alte Geberden her, alte Herzen her.“

Die ganze Gerichtsweise, in die Form der satirischen Totengespräche gekleidet, gestaltet sich zu einer Lobrede auf die gute alte Zeit, an der die Fehler und Gebrechen der neuen gemessen werden. Philander wird schließlich als Deutscher erkannt, der mit Scherz und Lustreden dem welschen Wesen steuern wolle, und mit dem Auftrage entlassen, die redlichen und biederen Deutschen um sich zu scharen und „à la mode Nehrauß“ zu machen. Das alamodische Wesen beschränkte sich aber nicht auf Sitte und Sprache, sondern erzeugte eine unpatriotische Geminnung und förderte den eigenartigen Begriff der Ehre, der sogenannten Reputation, die über das Gewissen ging und vor Zweikämpfen und Unterdrückung der Leibeigenen nicht zurückschreckte, wenn es die äußere Ehre verlangte. Dieser „hundsöttischen Reputation“, die den Frieden solange unmöglich gemacht hat und neben dem Raube des Adels Ehrenkrone bildete, will Philander vor allem Nehrauß machen. Von einer Rote Soldaten gefangen, muß er mitziehen und wird so Augenzeuge von den Greueln des Krieges, die er im „Soldatenleben“ schildert. Er sieht, wie es der entmenschten Soldateska nur um die Plünderung und Mißhandlung der Bauern und um Überfälle von Dörfern und Rheinschiffen zu tun ist, daß sie aber feindlichen Scharen wohl auszuweichen wisse oder mit ihnen bald handeleins werde. Mit Entsetzen gewahrt er, wie Befehlshaber die ihnen anvertrauten Städte verraten und mit Juden und Kommissären in den Gewinn sich teilen, er schaut das schenßliche Treiben der Marodeurs, das Schlemmen und Raufen der wüsten, aus allen Landen zusammengewürfelten Gesellen und schreibt zum Dienste der „Reyßenden so in dergleichen Gesellschaften der Schnalzer, Storger und Achbrüder (Betrüger, Vagabunden und Landläufer) irgend geraten möchten“, ein rotwälsches Sprachbüchlein, das er „Die Feldsprach“ betitelt.

„Bi dem olden will ic bliwen“, sagt Johann Laubenberg in der Einleitung zu seinen *Beer Scherz Gedichten* (1652), mit denen er, zwar nicht so weit ausgreifend wie Moscherosch, aber anheimelnder, für das Alte eintritt. Er war als der Sohn des Professors der Medizin Wilhelm L. 1590 in Rostock geboren, studierte an der Universität seiner Vaterstadt und wirkte, nachdem er die üblichen Reisen ins Ausland vollendet hatte, seit 1618 in Rostock als Professor der Poesie. 1623 folgte er dem Rufe des Königs von Dänemark an die Akademie zu Soroe in Seeland, wo er bis zu seinem Tode (1658) das Amt eines Professors der Mathematik bekleidete. Dieser gehört auch eine Anzahl seiner literarischen Arbeiten an, während der „Antiquarius“, eine Art Reallexikon, von seinem eifrigen Betriebe der klassischen Studien zeugt. Seine besondere Zuneigung der Poesie widmend, trat er zunächst mit akademischen und höfischen Poemen in lateinischer und griechischer Sprache auf, die über die gewöhnliche Schablone nicht hinausgingen. Des Dichters Eigenart offenbarte sich aber bereits in den niedrigkomischen Bauernszenen, die er in niederdeutscher Mundart in die für den dänischen Hof gedichteten allegorischen Festspiele einlegte. Im Plattdeutschen und Volkstümlichen wurzelt des Dichters Kraft, die selbst seine inhaltlich mit den „Scherzgedichten“ verwandte lateinische Satyra nicht voll zur Geltung kommen ließ. Gleichwohl zeigte diese schon jene Vorzüge, die seine *Beer nedderdüdisch gerimeten Scherz-Gedichte* auszeichnen und ihnen ein solches Ansehen verschafften, daß sie in Neudrucken seit 1700 zum Unterschiede von den vielen Nachahmungen als „De veer olde berömede Scherz-Gedichte“ bezeichnet zu werden pflegten und in das Dänische und Hochdeutsche übertragen wurden.

Die Betrachtung der Veränderlichkeit aller menschlichen Dinge und der Nichtigkeit des Modewesens seiner Zeit führte den Dichter in seiner ersten Satire, die vom izzigen Wandel und Maneeren der Menschen handelt, auf den Gedanken an die Pythagoreische Seelenwanderung, die ihn mit dem Verlangen erfüllt, ein Schneider in Paris zu werden, aber einer von denen, die auf der Nadelspitze Ehre und Reichthum erworben hätten, denn es dünkt ihm schmeichelhaft, die Mode für die ganze Welt bestimmen zu können. Die Modetorheiten erfahren eine ebenso derbe als einschneidende Züchtigung in dem zweiten Gedichte (Van alamodischer Kleder-Dracht), worauf er mit der Verspottung der Nachahmung französischer Kleidung zum dritten (Van Alamodischer Sprache und Titeln) überleitet. Gern noch verzeiht der Dichter, daß man die Kleider sich aus der Fremde hole, aber „Dat größte Verdreet (Verdruß) und ergerlichste Sake Is de vermengde Rede, und allemodsche Sprache, Dat Französische Dütsch“, das vor gar wenig Jahren Erst aufgekommen ist“. Willig beklagt er daher seine „Moderpraef“, „dat gote olte Dütsch“, das sich jetzt so gewandelt hat, „dat de eine Dütsche den andern nicht versteht“. Die Ursache davon ist der Einfluß der Franzosen, denn diese haben der deutschen Sprache die Nase abgeschnitten und ihr eine angeflücht, „de sijn by de Dütsche Ohren nicht wohl schicket“. Das Eindringen fremder Wörter weckte bei den Deutschen die Sucht nach Titeln, mit denen man sich ein erkünsteltes, nicht auf ehrlicher Arbeit beruhendes Ansehen vor der Welt verschaffen will. Fuhrleute, Küchenjungen, Stallknechte nennen sich „monsors“, der Hofmeister „praeceptor“, der Amtmann „Vogt“, der Schreiber „Secretarius“, der Quacksalber „Doctor“, der Vaber und Scherer „Chirurgin“, die Jungfer „Dame“. Die Adelligen gehen in diesem Streben nach Titeln voran, und die Bürger ahmen sie wie deren „uthmodische Habit“ getreulich nach. Da fragt der Dichter, wer denn

in aller Welt die Titelsucht so hoch gebracht habe, und erfährt von einem Bauer, daß von einer sonderlichen Art von Kreaturen „sünd erstlid gekummen und entsprungen De hogen Titel, und rede mit frummen Tungen“. Dadurch fühlt sich der Dichter bewogen, in seinem vierten Gedichte Van almodischer Poesie und Rimen zu reden. Ein Gespräch mit einem Bettelpoeten gibt ihm Anlaß, die Gelegenheitsdichter, die mit ihren Poemen „up Hochtiden, Kinddöpen, und bi Doden“ Handel treiben, und die „Poetische Bindewer“ mit ihren Frauen zu verspotten. Der gelehrten Poeten oft kaum verständliche, hochtrabende Umlegenden „Derens“ (Frauen) zu verspotten. Der gelehrten Poeten oft kaum verständliche, hochtrabende Umlegenden „Derens“ (Frauen) zu verspotten. Der gelehrten Poeten oft kaum verständliche, hochtrabende Umlegenden „Derens“ (Frauen) zu verspotten. Der gelehrten Poeten oft kaum verständliche, hochtrabende Umlegenden „Derens“ (Frauen) zu verspotten.

Bei Reinfte Bos ist auch Hans Wilmsen Lauremberg Rost in die Schule gegangen, auf ihn weist seine naive, naturfrische und schalkhafte Darstellung zurück, nur daß er als Satiriker mit kräftigeren und derberen Zügen malt und selbst bedenkliche Dinge mit aller Natürlichkeit erzählt. Überall waltet ein volksmäßiger und geistreicher Humor, bei allem Ernste seines Zweckes und der sittlichen Grundlage wird der Dichter nie zum langweiligen Moralprediger und er weiß seiner Darstellung epische Anschaulichkeit und dramatische Lebendigkeit zu verleihen. Daher die vielen oft volkstümlich drolligen Gleichnisse, Sprichwörter und Witze aus dem Leben, die eingeflochtenen Geschichtchen, Gespräche und Anekdoten und die behagliche Zeichnung der Personen, an denen er offenbar selbst seine Freude hat. Selbst dort, wo er Dinge gelehrter Natur berührt, tut er es nicht in gelehrter Art, sondern in der naiv gemüthlich und heiteren Weise des Ganzen. Diese erzielte er hauptsächlich durch die Anwendung des Plattdeutschen, in das nun einmal der greifbare Volksspaß, der naive Menschenverstand und gesunde Mutterwitz gebannt zu sein scheinen, während das Hochdeutsche, das damals in des Dichters Heimat bereits Schriftsprache war, in der Poesie an einen gespreizten Gang sich gewöhnt hatte und mit schwulstigen Phrasen ohne Leben und Wahrheit zu prunken pflegte. Die Eignung des Platt für die Poesie hatte Lauremberg, wie zwei Jahrhunderte später Klaus Groth und Fritz Reuter, mit seinen Satiren glänzend dargetan, aber er irrte, wenn er meinte, daß die volkstümliche Poesie an die Mundart gebunden sei, und daher das Hochdeutsche, das ihm als Vertreterin der Kunstpoesie erschien, gering achtete. Darin lag der Grund, warum er zu seiner Zeit mit seinen Scherzgedichten wenig Beachtung fand, und es war für die Entwicklung der deutschen Dichtung von Segen, daß die von ihm angestrebte literarische Festsetzung des Gegensatzes der hochdeutschen und mundartlichen Dichtung nicht gelungen ist. Denn dadurch würde das einzige Band, das in der hochdeutschen Literatur um die politisch und religiös getrennten Völker sich noch schlang, zerrissen worden sein und schwerlich hätte ein Stamm durch seine mundartliche Poesie etwas Gleichwertiges dafür bieten können. Die Läuterung und Schulung der deutschen Poesie in Opizens Schule war, so freudlos sie auch erscheint, unter den gegebenen Verhältnissen eine Nothwendigkeit geworden.

Wie mächtig übrigens der Einfluß der Renaissancedichtung war, zeigt sich klarlich schon dadurch, daß über Laurembergs volkstümliche und einschneidende Satire die nach klassischen Mustern gebildete und zahme des Dithmarsen Joachim Rachel schnell den Sieg davon trug. Und doch war dieser, geboren 1618 zu Lunden, in echtem Volkstum aufgewachsen und hatte noch die Lieder singen hören, in denen die Erinnerung an die Kämpfe der freien Dithmarsen gegen die Dänen fortlebte, ja selbst an den Reigen und Tänzen seines Volkes teilgenommen. Während seiner Universitätsjahre in Rostock und Dorpat durchkostete er zwar die „nasse akademische Freundschaft und Bruderschaft“, widmete sich aber unter Peter Laurembergs Leitung auch dem Studium der Klassiker, als dessen Frucht der livländische Erzieher eine Sammlung lateinischer

Epigramme ausgehen ließ. In der Neigung zur gelehrten Dichtung wurde er durch den Verkehr mit den Opizianern bestärkt, zu denen er, auf der Heimreise begriffen, in Kopenhagen in Beziehung trat (1652). Gleichwohl wirkten Laurenberrgs Satiren so auf ihn ein, daß er sich als Rektor in Heide mit der niederdeutschen Dichtung befaßte und die Zahl der dithmarsischen Volkslieder um das ganz in der Weise der alten sächsischen Hochzeitslieder gehaltene und heute noch gesungene „Nu, min Dochter, segg von Harten“ vermehrte. Doch verließ er die alten Bahnen wieder und wandte sich in seiner weiteren literarischen Tätigkeit, die ihm zur Zeit seiner leidensreichen pädagogischen Tätigkeit zu Norden in Ostfriesland (1660) und in Schleswig (gest. 1669) eine Quelle des Trostes wurde, der Renaissancedichtung zu, in die er nur mehr wenige volkstümliche Töne hineinbringen ließ.

Ganz auf den Pfaden Opizens wandelnd, suchte er in gereinigten Alexandrinern die hochdeutsche Satire auszubilden und damit die Lücke auszufüllen, die jener in seinem poetischen Lehrgebäude gelassen hatte. Als Vorbilder dienen ihm Juvenal und Persius, denen er nicht bloß die Grundgedanken für seine Schilderungen deutscher Sitten und Gewohnheiten entnimmt, sondern stellenweise sich genau anschließt, ohne jedoch deren Wirkung zu erzielen. Diese mußte schon darum ausbleiben, weil er den Tadel bestimmter Persönlichkeiten gemieden und, wie er selbst den „genausichtigen Aristarchen“ gegenüber erklärt, nur allerhand im Schwange gehende Laster, jedoch ohne Verletzung eines Menschen Ehre, guten Namen und Leumund durchgezogen und mit lachendem Munde die dürre Wahrheit gesagt hat. Obgleich er als die Aufgabe des Satirikers bezeichnet, „die Laster seiner Zeit der Vernunft entgegenzuhalten“, ist seine Satire dennoch mehr gegen die immer wiederkehrenden Torheiten und Schwächen der Menschen im allgemeinen, als gegen besondere Erscheinungen und Personen gerichtet und verfolgt, ganz im Geschmacke der Zeit, vor allem einen belehrenden Zweck. Dabei fehlt es nicht an derben, auch nicht an volksmäßigen Zügen, aber wir vermissen die Anschaulichkeit der Zeichnung und den Humor Laurenberrgs, wofür uns das Pathos Rachels nicht entschädigt. Denn im Grunde sind dessen Satiren, entsprechend ihren klassischen Mustern, strafende Scheltreden, ähnlich denen des schwerblütigen Andreas Gryphius, der ganz in Juvenals Art dichtete, während sie in der Allgemeinheit der Charakterschilderung an die Wochenschriften des achtzehnten Jahrhunderts und an dessen Satiriker Rabener erinnern.

Dem Zuge der Zeit, alle Formen der Poesie für Gelegenheitsgedichte zu verwenden, folgte „der neue Opiz“ dadurch, daß er seine ersten drei Satiren in die Form von Hochzeitsgedichten kleidete. Da klingt es nun freilich nicht sonderlich galant, wenn Rachel in der ersten, von den „Bösen Sieben“, unter Benützung verschiedener Quellen (Tib, Taubmann, Opiz u. a.) eine Reihe böser Weiber schildert und die Charakteristik eines jeden an ein wenig schmeichelhaftes Naturbild anschließt; ein Erdkloß, die Sau, der Fuchs, der Hund, das Meer, die Gans, der Pfau erscheinen der Reihe nach als die Urbilder des faulen, unreinlichen, hinterlistigen, des feisenden, des launischen, des geschwägigen, des puffsüchtigen Weibes; den Schluß bildet die Schilderung eines braven Weibes, das der Biene ähnlich ist. Wenn der Dichter nach solch wenig poetischem Ursprunge der Weiber der Satire den zweiten Titel Das Poetische Frauenzimmer beifügte, so wollte er damit den schriftstellernden Frauen, von denen er nicht hoch dachte, einen von denen Der vortheilige Mangel zeigt, wie auch die Mängel einer Frau ihre Vorteile haben (Häßlichkeit schützt vor den Parz, Unreinlichkeit vor Gefallsucht), Die gewünschte Hausfrau das Bild einer braven Weibes entwirft. Wie das Beispiel schlechter Eltern als der verderblichste Feind in der Erziehung der Kinder sich erweise, zeigt die an Juvenal sich anschließende, aber weit hinter Moscherosch zurückbleibende Kinderzucht, und wieder folgt er, teils frei bearbeitend, teils erweiternd, demselben Römer in der sechsten Satire, in der er eine Belehrung über Gut und Böse gibt und durch Beispiele aus der alten und modernen Zeit (Hofleben, Brunnfucht, französische Moden, Torheiten der Studenten und Poeten) zu beleben sucht. Ganz auf römischen Boden bleibt Rachel in der Persius nachgebildeten fünften Satire Vom Gebeth, worin er sich über die oft unsinnigen Bitten der Menschheit an Gott ärgert.

Mit diesen sechs Satiren hat sich der „deutsche Juvenal“ den Ruhm eines Begründers der kunstmäßig versifizierten Satire und die Bewunderung der gelehrten Poeten von ganz Deutschland erworben. Selbst der dänische König ließ ihm seine Anerkennung aussprechen und der an dessen Hofe weilende Paul Tscherning besorgte nicht bloß die Drucklegung der genannten (1664), sondern auch der noch folgenden zwei Satiren, in denen der Dichter aus Eigenem

schöpfte. In der einen, Der Freundt, entrollt er interessante Sittenbilder aus dem Rostocker Universitätsleben, das durch den Krieg verroht war, und setzt der ebenso schnell geschlossenen als gelösten Trinkfreundschaft das Bild wahrer Freundschaft gegenüber. Ganz unter dem Banne der opibischen Schule, deren Gesetze und Vorschriften ihm als maßgebend für alle Zeiten scheinen, steht er in seiner achten und besten Satire, Der Poet, in der er seine Anschauungen über die dichterischen Bestrebungen seiner Zeit darlegt. Geleitet von der Absicht, die Poeten gegen die Spötter und Verleumder in Schutz zu nehmen, tadelt er zuerst heftig die unsaubern Volksdichter, die ein fauler Stank zu lustigen Poeten mache, ebenso wie die unwissenden Schmierer und Bettelpoeten. Denn

Wer ein Poet will seyn, der sey ein solcher Mann,
Der mehr als Worte nur und Reime machen kann:
Der aus den Römern weiß, den Griechen hat gesehen,
Was für gelahrt, berebt und sinreich kann bestehen,
Der nicht die Zunge nur nach seinem Willen rührt,
Der Vorrath im Gehirn und Salz im Munde führt.

Noch besser behandelt denselben Gegenstand die in Prosa geschriebene Satire Reime dich, oder ich fresse dich (Nordhausen 1673) des auch als Verfasser geistlicher Lieder bekannten Naumburger Gottfried Wilhelm Sacer (geb. 1635, gest. 1699 als Kammerkonsulent in Braunschweig). Auf großer Quellenkenntnis beruhend, ist die Satire in die Form eines guten Rates und einer Vorschrift für Hans Wurst, den Vertreter aller poetischen Pfluscher, gekleidet, um ihm zu zeigen, wie er die Poetenkrone sich erwerben könne. Der Satiriker verspottet die gegen Opizens Verksunst noch hin und wieder auftretende Dichtweise des sechzehnten Jahrhunderts, um dann die Schwächen und Auswüchse der deutschen Renaissanceylrik, den Mangel an eigener Kraft, die Anlehnung an fremdes Gut, die kleinlichen Hilfsmittel des poetischen Schaffens, die Übertreibungen, die Selbstvergötterung und das Cliquenwesen in den poetischen Kreisen lächerlich zu machen.

Über die poetischen Schulsuchereien der Renaissanceidichter, die über der Form den Inhalt versäumten und meinten, mit regelrechten Versen sich einen Platz auf dem Barnaß zu sichern, lacht auch der Hesse Johann Balthasar Schuppius, ohne freilich vom Wesen der Poesie selbst eine höhere Meinung zu haben als sein alter Lehrer und Gewährsmann Bachmann, mit dem er die Ansicht von der Erlernbarkeit der Dichtkunst teilt: „Wer von Natur inventios ist, copiam verborum hat und in bonis authoribus belesen ist, und will sich auf den Notfall nicht resolvieren, daß er wolle innerhalb 14 Tagen ein Teutscher Poet werden, der ist nicht wert, daß er Brod esse.“ Obwohl Schupp in Opiz den Vergilius der Deutschen sieht, will er doch mit der alten Art der Versbehandlung nicht brechen. „Ob das Wörtlein und, die, das, der, ihr und dergleichen kurz oder lang sei, daran ist mir und allen Musquetiren in Stade und Bremen wenig gelegen. Welcher Röm. Kaiser, ja welcher Apostel hat ein Gesetz geben, daß man einer Silben halber, dem Opitio zu gefallen solle einen guten Gedanken fahren lassen?“ So sagt Schupp in der Vorrede zu den „Morgen- und Abendliedern“, einer Abteilung seiner geistlichen Lieder. Doch nicht diesen verdankt er seinen Ruhm, sondern den zahlreichen „Traktätchen“ (Proschriften) und seinen in die Form der Satire gekleideten Predigten. Den Inhalt dazu schöpfte er aus Büchern, zum größten Teile aber aus den Erfahrungen, die er in seinem vielbewegten Leben gesammelt hatte.

Schupp wurde zu Gießen 1610 geboren und widmete sich an der Universität in Marburg zwei Jahre dem Studium der Philosophie, die ihn aber wegen des herrschenden Scholastizismus wenig befriedigte. Denn schon damals drängte sich ihm unter Bacon's Einfluß die Überzeugung auf, daß nicht die Bücher allein, sondern auch, und zwar ganz vorzüglich, die Welt den Menschen bilde. Daher unternahm er, nachdem er noch ein Jahr Theologie studiert hatte, eine Reise, die ihn meistens zu Fuß und wegen der Kriegswirren nicht ohne Gefahren durch einen großen Teil von Deutschland, nach Preußen, Livland, Polen und Dänemark führte und seinem seltenen

Beobachtungstalente Gelegenheit genug bot, Land und Leute kennen zu lernen und mit hoch und niedrig in Verbindung zu treten. An verschiedenen Universitäten längere oder kürzere Zeit verweilend, verkehrte er mit Gelehrten, von denen er besonders Peter Laurembergs gedenkt, unter dem er in Rostock zum Magister promovierte. Von 1635 bis 1646 wirkte er als Professor der Geschichte und Beredsamkeit an der Universität Marburg, wo er, abweichend von dem herkömmlichen Pedantismus, durch seine neue Lehrmethode die Hörer zu fesseln wußte. Seine Freimütigkeit und seine politischen Kenntnisse erwarben ihm auch das Vertrauen des Landgrafen Johann von Hessen-Braubach, der den bei der Eroberung Marburgs seiner Habe beraubten Professor zum Hofprediger und zum Bevollmächtigten für die Friedensverhandlungen in Osnabrück und Münster ernannte (1646), wo er zwei Jahre später zu großer Befriedigung der protestantischen Fürsten und Stände die Friedenspredigt hielt. Die letzten 12 Jahre seines Lebens (1649—1661) war Schupp Hauptpastor an der St. Jakobigemeinde in Hamburg; es waren die wichtigsten, aber auch die an Leiden reichsten. Diese wurden ihm insbesondere von seinen Amtsgenossen bereitet, denen seine Eigenart im Predigen mißfiel. Denn statt nach ihrer Weise die Andersgläubigen zu schmähen und in gelehrt gespreiztem Gezänk sich zu ergehen, griff er, um das Christentum in das Leben einzuführen, die Sünden und Torheiten der Hamburger an und tat dies, wie selten einer mit der Welt vertraut, in volksmäßiger, frischer und packender Art, nicht auf die Form, sondern nur auf die Wirkung bedacht, und scheute sich nicht, neben Bibelzitate kleine Geschichten, Anekdoten, Beispiele aus dem Leben, Sprichwörter, ja selbst Witze einzustreuen. Das war nun freilich eine unerhörte Predigtweise, die ihm viele Freunde gewann, aber auch Feinde in Menge zuzog, da so mancher seine Lebensführung nicht von der Kanzel aus getadelt wissen wollte. Man nannte ihn einen Fabelhans, erklärte die Form seiner Predigten als ungebührig und unvereinbar mit der Würde des Ortes; Neid und Mißgunst der Kollegen wirkten mit, daß Schupp zu wiederholten Malen vor das Ministerium der lutherischen Stadtgeistlichen zur Verantwortung gezogen wurde, weil er facetias, fabulas, satyras, historias ridiculas predige und in Druck gebe. Doch konnten die Richter den von seiner guten Absicht überzeugten Prediger nicht beugen, noch eines anderen befehlen.

Von seinen Predigten hat Schupp selbst nur die an das dritte Gebot sich anschließende „Gedenk daran, Hamburg“ (1656), eine drastische Sittenschilderung seiner Zeit, in Druck gegeben. Auszüge von mehreren Predigten finden sich in seinen anderen Schriften. Von diesen sind die älteren in lateinischer, die späteren in deutscher Sprache abgefaßt. Die Einkleidung der Einfälle, zum Teile älteren Vorbildern nachgeahmt, ist mannigfach; bald wählt er dazu die Form eines Traumes, dann wieder die einer Gerichtsverhandlung auf dem Parnas, oder eine Personifikation, indem er etwa einen Nemo einführt, der nirgends zu finden ist und die Tugend darstellt, eine Frau Fürwitz oder einen Herrn Omnis auftreten läßt, der über alles Bescheid weiß; ein anderes Mal wieder knüpft er an das Vaterunser an oder bedient sich der Form einer Vitanei, eines Kalenders usw. Uner schöpft wie in den Arten der Einkleidung ist Schupp auch an Geschichten, Anekdoten und Beispielen, die in den „Traktätchen“ wie in der Predigt, wenn er einmal im Zuge ist, ins Maßlose gehen, die künstlerische Einheit zerstören und zur Buntheit oder Wirren, die Wirksamkeit hemmenden Vielheit führen. Durch diese Form- und Maßlosigkeit erinnert er an Moscherosch und an die deutschen Satiriker des 16. Jahrhunderts, von denen namentlich Fischart auf ihn eingewirkt hat.

Es sind nicht, wie in seinen lateinischen Werken, gelehrte Fragen, die Schupp in seinen satirischen Flugschriften zu lösen sucht, sondern die Sorgen des öffentlichen und privaten Lebens finden darin eine Erörterung, und auch in den erbaulichen Traktätchen („Hiob“, „Die Krankenwärterin“, „Golgatha“, „Die Vitanei“) fehlt es nicht an Ausblicken auf das öffentliche Leben. Dieses gibt ihm den Stoff für seine „politischen Schriften“, in denen er, in seiner derb humoristischen Art Ernst und Scherz auf das köstlichste mischend, die Geißel der Satire über allerlei öffentliche Mißstände schwingt. Überall von einer Erfahrung ausgehend, legt er in alles, was er bringt, seine Persönlichkeit voll und ganz hinein, und gestaltet es zu einem lebendigen und charakteristischen Sittenbild. Der natürliche Fluß seiner kräftigen Rede, sein gesunder Menschenverstand, seine praktische und theoretische Menschenkenntnis und Welterfahrung die ihn wie von

einer Anhöhe aus auf das Getriebe der Menschen voll Humor hernieder schauen ließ, sein Mutterwitz, dies alles erhebt ihn vor vielen Gelehrten seiner Zeit und gibt seinen realistischen Satiren einen bleibenden Wert.

Da fühlt sich Schupp im Salomo oder Regenten-Spiegel im Traume an die Seite des großen Karl veretzt, der strenges Gericht über den Wandel der Dinge im religiösen und staatlichen Leben der Gegenwart hält und am meisten über die Pedanterie und den Servilismus der protestantischen Geistlichen und Schulmeister sich ärgert. Wie ein moderner Witschefe erteilt im Freund in der Noth (1658) ein Vater seinem Sohne bei dessen Eintritt in die Welt Ratschläge, um ihn vor falschen Freunden zu warnen und ihm das Bild eines wahren Freundes zu entwerfen. Als „unterrichteter Student“ geißelt er dabei das Treiben der Akademiker, namentlich den herrschenden Parnalismus, gegen den vergeblich wiederholt Reichsgesetze erlassen wurden. Ein Feind der Pedanterie, richtet er seine Pfeile auch auf die verfehlte Schulbildung seiner Zeit und läßt im Ambassadeur Zippufius, aus dem Barnab wegen des Schulwesens abgefertiget, an die Churfürsten und Stände des heil. Röm. Reichs Apollo mit den Mufen und den berühmtesten Gelehrten über die Hebung des Schulwesens Beratungen pflegen. deren Ergebnis besteht in der Erkenntnis, man müsse vor allem für gute Schulmeister sorgen, sie aber auch anständig bezahlen, denn „daß sich heutigen Tages kein generöses und tugendreiches Ingenium will gebrauchen lassen, rührt daher, daß man den Schul-Bedienten Zeisigen-Futter gibt und Efels-Arbeit auflegt.“ Wieder auf die Schule kommt er im Deutschen Lehrmeister zu reden, einem angeblichen Gespräch zwischen Antenor (Schupp) und Daphnis aus Cimbrien (Kist). Da empfiehlt er, hierin an Raticius und Helvecius anknüpfend und Thomafius vorarbeitend, Unterricht in Deutschen für die Schulen und Universitäten. Zugleich tritt er gegen die Fremdländerei in der Sprache auf und dringt auf die Verwendung des Deutschen in der Wissenschaft, denn „es ist die Weisheit an keine Sprach gebunden“. „Die Franzosen und Italiener lernen und lehren alle Fakultäten und freien Künste in ihrer Mutter-Sprache.“ Daher ist Antenor mit der Absicht des Palmenordens, die Muttersprach zu fördern, zwar einverstanden, findet aber, daß die dazu angewendeten Mittel ihr wenig gedient haben. Denn obzwar die Sprachmengerei verwerflich sei, müsse man sich doch vor einem übertriebenen Purismus hüten, und es klingt fast wie ein Hohn auf diesen, wenn Schupp absichtlich mehr Fremdwörter gebraucht als gut ist. Eine Hülle schöner Gedanken bietet die Kunst, reich zu werden, und in den Sieben bösen Geistern, welche heutiges Tages Knechte und Mägde regieren und verführen, gibt er Mittel an, wie jene zu beschwören seien. In das großstädtische Leben seiner Zeit führt uns Corinna (1659), eine Schrift, in der sich die Sittenschilderung zu einer in sich geschlossenen Novelle abrundet. Eine Mutter verführt ihre Tochter zum sündhaften Leben. Daran knüpft Schupp die eindringlichste Mahnung an die Mütter, ihre Kinder nicht Ammen zu übergeben, ein Mahnruf, den später auch Rousseau ertönen ließ. Wie tief übrigens auch Schupp mit seinen Satiren, überall die empfindliche Stelle treffend, einschneidet, so wird er doch nirgends bitter; selbst vertraut mit den Mächtigen, sucht er vielmehr zur Besserung aufzumuntern. Scharf aber und witzig wird er in dem Bücherdieb, den er gegen seine unbefugten Nachdrucker richtet, und in den Streitschriften, mit denen er die gegen ihn geschleuberten Anklagen und Verleumdungen zurückweist.

In mancher Beziehung erinnert an Schuppius auch der berühmte Wiener Hosprediger Abraham a Sancta Clara. (Beilage 81.) Seit Schillers Kapuzinerpredigt hat man sich gewöhnt, mit ihm den Begriff eines Hanswurst auf der Kanzel zu verbinden; und doch hat der Dichter des Wallenstein über den Prediger an Goethe geschrieben: „Dieser Pater Abraham ist ein prächtiges Original, vor dem man Respekt bekommen muß, und es ist eine interessante und keine leichte Aufgabe, es ihm in der Tollheit und Geschmeidigkeit nach- oder gar zuvorzutun“. Goethe aber sandte seinem Freunde Abrahams Schrift „Auf, auf ihr Christen“ mit der Bemerkung: „Es ist ein so reicher Schatz, der die höchste Stimmung mit sich führt.“ Wir wissen, daß Schiller ihn zu heben verstand, indem er aus dem genannten Büchlein wie aus anderen Werken Abrahams für seine Kapuzinerpredigt vieles entlehnt oder dessen Eigenart glücklich nachgebildet hat. Gleichwohl fehlt es nicht an Männern, Lessing voran, die geringschätzig über den Augustinermönch urteilten. Will man ihm gerecht werden, so muß man sich außer seinen Schriften noch seinen Bildungsgang, seinen Beruf und die Zeit seines Wirkens vor Augen halten. Er wurde als der Sohn des Gastwirthes Megerle im Dorfe Kreenheinstetten im Amte Moeckkirch im Großherzogtum Baden am 2. Juli 1644 geboren und erhielt in der Taufe den Namen Johann Ulrich. In Ingolstadt und Salzburg empfing er seine humanistische Bildung und wurde durch die rhetorischen Übungen, die an diesen Gymnasien reiche Pflege fanden, für seinen künftigen Beruf vorbereitet. In Salzburg hat der Benediktiner Otto Mäher aus Kott in Niederbayern, ein berühmter Prediger und Verfasser von Mysterien, durch seine Art, Ernstes und Heiteres zu verbinden, auf Ulrich einen großen Einfluß ausgeübt und ihn als sein Professor in der Poesie mit der antiken, deutschen und modernen Literatur des Auslandes vertraut gemacht. Durch Vermittlung seines Onkels, des Alttöttinger Kanonikus Abraham von Megerle, der vom Kaiser wegen seiner Verdienste um die Kirchenmusik geadelt worden war, fand Hans

Ulrich 1662 Aufnahme in das Kloster der barfüßigen Mönche des heiligen Augustin in Wien und erhielt den Namen Abraham, dem nach alter Gepflogenheit noch ein zweiter, „a Sancta Clara“, beigelegt wurde. Das Probejahr und die theologischen Studien führten ihn nach Maria-Brunn bei Wien. Hier 1666 zum Priester geweiht, erntete er als Feiertagsprediger im Kloster Maria Stern in Taxa bei Augsburg bald solchen Beifall, daß er 1670 wieder nach Wien berufen wurde. Auch hier fand man an seinen Predigten, die er in verschiedenen Kirchen der Stadt und Umgebung, oft auch unter freiem Himmel, hielt, großes Gefallen und selbst Kaiser Leopold I. schätzte sie so hoch, daß er ihn 1677 zum Hofprediger ernannte und seines persönlichen Vertrauens würdigte.

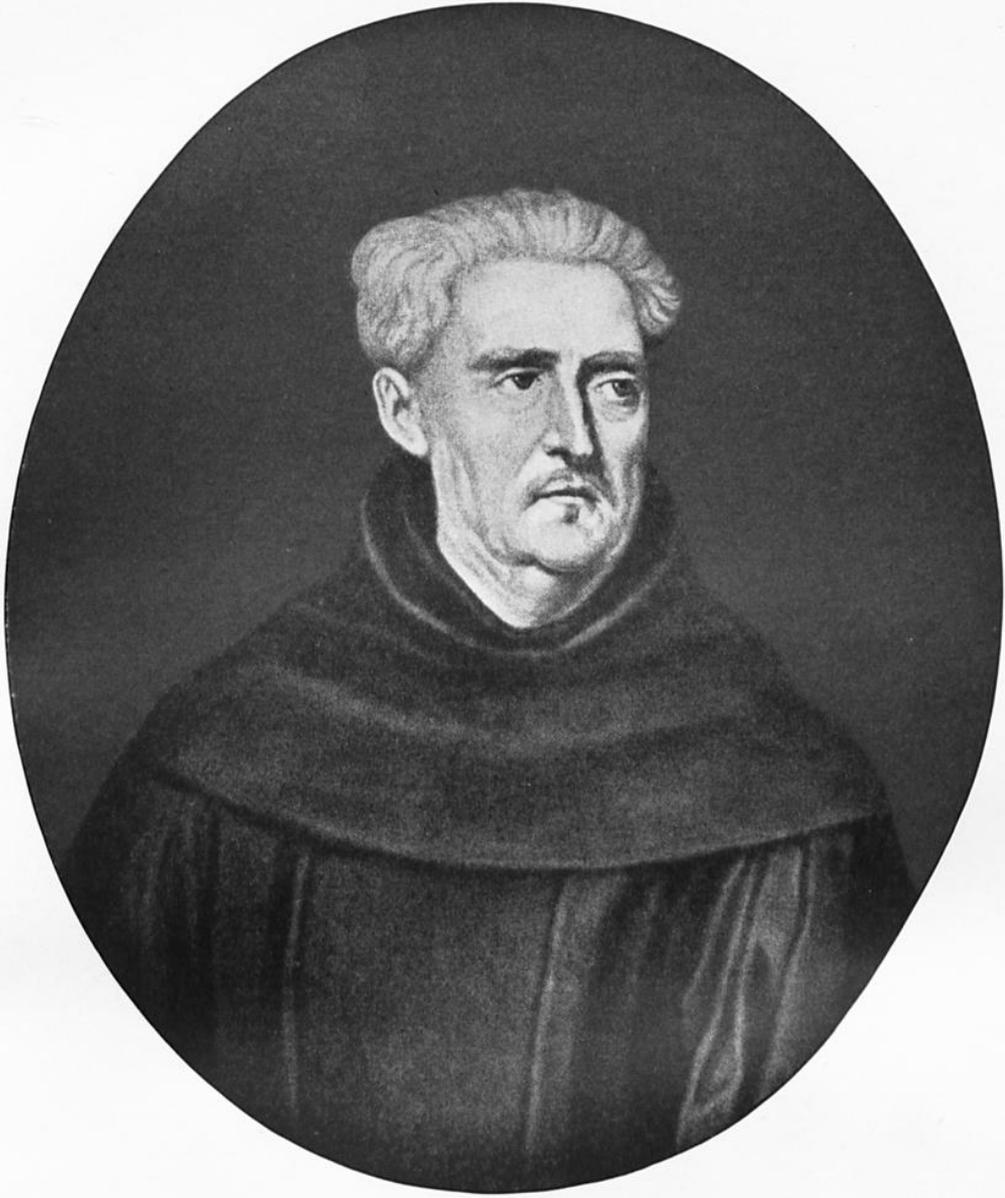
Das Pestjahr 1679 machte Abraham zum Zeugen vieler trauriger Szenen. Drei Jahre später wurde er von Wien, wo er bereits die Würde eines Priors bekleidete, nach Graz versetzt, wohl weil man an der neuen Kirche im Münzgraben eine bewährte Kraft haben wollte. Von dort aus ging er 1688 in Ordensangelegenheiten nach Rom, wohin er 1692 noch einmal gesandt wurde. Diesmal von Wien aus, denn 1690 war er wieder in die Kaiserstadt zurückgekehrt, um in ihr und in anderen Städten seine Tätigkeit als Prediger wieder aufzunehmen. Von seinem Orden in der Folge mit der Würde eines Provinzials und Definitors betraut, starb er am 1. Dezember 1709, nachdem er noch am Allerheiligenabend in Gegenwart Kaiser Josefs und dessen Gemahlin sein Amt als Hofprediger ausgeübt hatte.

Und als Prediger muß P. Abraham, will man ihn recht verstehen, beurteilt werden, denn auch wenn er schreibt, hat er ein Publikum vor Augen und merkt man zwischen den Zeilen des Literaten lebensvolle Persönlichkeit und Gebärde. Abraham der Redner und der Schriftsteller sind eben eines und dasselbe, seine Schriften nur predigtartige Abhandlungen. Der Zweck, den er durch Wort und Schrift erreichen wollte, war ein geistlicher, die Bekämpfung der Laster und Besserung der Sitten seiner Zuhörer und Leser. Diese aber suchte er vorzugsweise in den breiten Massen des Volkes, dem er selbst entstammte und mit dessen Leiden und Freuden, Denken und Fühlen er wohl vertraut war. Zeitlebens blieb er trotz aller glänzenden Aussichten, die sich ihm eröffneten, ein Mann des Volkes, in dem seine Kraft wurzelte und sein eigenartiges Talent in reichem Maße fand, was es zu seiner Entfaltung brauchte. Um das Volk für die Belehrung empfänglich zu machen und für Tugend, Glaube und Recht zu begeistern, kleidete er Rede und Schrift in volksmäßige Form.

Daher die dem Volke abgelaufchte Art, eine Wahrheit in halb treffenden, halb spielenden Gleichnissen anschaulich darzustellen, dann auch die dramatische Lebendigkeit und Naivität der Erzählung, des Schwanks und der Anekdote. Nie denkt Abraham abstrakt, jeder Gedanke, der in ihm aufsteigt, erhält sofort ein der Geschichte oder dem gewöhnlichen Leben entlehntes Gewand. Da sagt er z. B. von dem Sünder nicht einfach, daß er seine Sünden bereue, sondern veranschaulicht ihn mit den Worten: „Er klopft an die Brust mit dem offenen Sünder“, „er seufzt mit dem Petro“, „er weint aus den Augen mit Magdalena“; ein andermal schildert er den Kleingläubigen also: „Ein mancher sieht so sauer aus, wie ein Eßigtrug; er kratzt hinter den Ohren, wie ein Pudel im Juli; er seufzt die ganze Zeit, wie ein alter Schanzkarren, der nicht geschmiert ist; er ist so mauhenkolisch, daß man in dem Kalender seiner Stirne nichts als trübes Wetter liest.“ Das klingt nun freilich ein wenig burlesk und scheint uns mit der Würde der Kanzel unvereinbar; aber Abraham kannte sein Publikum und wußte, daß er es nur „durch dergleichen Reder“ für das Gute gewinnen könne. Daran hinderte nicht, daß manche seiner Zuhörer lachten, denn es kam unter Umständen eine Rede, bei der man lacht, tiefer eindringen, als eine, die uns zu Tränen rührt.

Seinen Zeitgenossen war Abraham durchaus keine komische Figur und vieles, was uns an seinen Predigten absonderlich erscheint, ist auf Rechnung seiner Zeit zu setzen, als deren Kind er mit ihr unter anderem die Freude an Schwulst und Überladung teilt. Daher die Häufungen von Fabeln, Geschichten, barocken Einfällen und Spielereien aller Art, um irgend eine Behauptung oder einen Lehrsatz von allen Seiten zu beleuchten, und doch ist unter diesem Spiel seines Humors und seiner Satire eine tiefe und wahre Frömmigkeit verborgen. „Mein Gott als ein genauer Gemüts-Erforscher weiß es, was gestalten ich zu keinem anderen Ziel und End dergleichen Ding habe eingemengt, als daß ich diejenige, wahrsten Teils schämlose und zähllose Welt zu dem guten Locke, welche sich nicht anders, als durch dergleichen Köder fangen lassen.“

An derartigen „Muden und Grillen“, die er in seine Schriften mischte, um wie Petrus durch Mücken und Würmlein Fische zu fangen, ist P. Abraham so reich, daß man oft nicht weiß, ob man mehr sein



Abrahamus a S. Clara.

Nach einem in der Nationalbibliothek zu Wien befindlichen Original. Mit Faksimile der Unterschrift.

ungeheures Gedächtnis bewundern soll, das alle diese Sachen zu behalten wußte, oder den Bienenfließ, mit dem er sie aus alten und neuen, profanen und geistlichen Schriftstellern, aus der Bibel und Legende, aus Sammelwerken jeglicher Art, aus eigener Erfahrung oder nach den mündlichen Berichten anderer zusammengetragen und geordnet hat. Dabei kümmert er sich, auch hierin ein Kind seiner Zeit, wenn er nur einen halbwegs glaubwürdigen Gewährsmann für eine Geschichte hat, wenig um die Kritik und das Publikum nimmt gern alle Wundermärlein hin, wenn sie ihm nur Anregungen für die Übung einer Tugend bieten. Daran läßt es der gute Prediger nicht fehlen; für jede Behauptung und jeden Lehrsatz hat er gleich eine Flut von Beispielen und Zitaten bereit und sogar den schon bekannten weiß er durch originelle Züge neuen Reiz zu verleihen. Er war ein Original und wenn auch vor ihm manche Kanzelredner ihre Predigten mit Fabeln und Anekdoten würzten, so übertrifft er sie doch alle, selbst Schupprius nicht ausgenommen, an Mitterwitz, natürlicher Frische, Gestaltungskraft und hinreißendem Fluß der Rede. In den Sprachen des klassischen Altertums wie im Hebräischen, Französischen und Italienischen bewandert, glänzte er doch am meisten im Deutschen und billig erregt es unser Staunen, wie er für einen Begriff sofort zehn und mehr gleichbedeutende Wörter zur Hand hat. Damit vereinigt er die Kunst des Wortspiels, worin ihn bis in die Gegenwart noch niemand erreicht hat, und einen durch Klarheit, Lebendigkeit und Anschaulichkeit ausgezeichneten Stil, der an natürlichem Wohlklang, an Mannigfaltigkeit und Abrundung der Satzverbindungen von keinem Schriftsteller seiner Zeit, selbst nicht von Grimmelshausen, übertroffen wird. Alle diese Vorzüge erwachsen aus der Sprache, deren sich Abraham bedient. Diese ist im allgemeinen die hochdeutsche, aber er trägt kein Bedenken, aus der Sprache des Volkes, der österreichisch-bayerischen Mundart, die er sich vollkommen angeeignet hat, Wörter und Wendungen in Menge einzumischen, um verständlich zu werden und die Wirkung seiner Rede zu erhöhen. Und darauf kam es ihm in erster Linie an; alles andere, was sonst von dem kunstgemäßen Redner gefordert wird, Aufbau und Gliederung, ordnete er diesem Zwecke unter. Daher kündigte er, um die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu erregen, entweder gleich anfangs den Gedankengang seiner Predigt an oder läßt nur allmählich das Thema zum Vorschein kommen; nicht selten beginnt er mit einer Überraschung, freilich oft wunderlicher Art, gern wirft er räthelhafte Fragen auf, so z. B. „Wo fängt der Teufel die meisten Seelen? Auf einer Bank. Auf was für einer Bank? Auf der langen Bank, auf welche sie ihre Buße schieben.“ Dann wieder bringt er ganze Reihen von Sätzen parallel nebeneinander, um sie erst durch einen abschließenden Gedanken zu einem Ganzen zu vereinigen. Um dem Ohre zu schmeicheln, bedient er sich auch der Allianz, der Alliteration, des Echos, der schon bei mittelalterlichen Predigern beliebten Reimprosa und nicht ohne Wirkung blieben auch die oft wiederkehrenden lateinischen Einschübel.

So ließ P. Abraham kein rhetorisch wirksames Mittel unbenutzt, um seine Vorträge und Schriften anziehend und dem Geschmacke seiner Zeit entsprechend zu gestalten, und er erreichte seinen Zweck, denn: „Alle trungen sich, von Pater Abraham die Wahrheit zu hören, und solcher Zulauf rührte nicht von dem Schutze des Kaisers her, sondern aus dem Geheimmis, so er besaß, alle Menschen zu zwingen, seine ungeheuchelte Wahrheit zu hören.“ So lautet das Urteil eines Zeitgenossen. Des Rechts sich bewußt, kindlich fromm, besetzt von einem mannhaften Mut, selbstlos, ein Feind aller Scheinheiligkeit und List, kannte er in seinen Predigten und Schriften kein Ansehen der Person. Als ernster Sittenprediger geißelt er die Laster und Schwächen, wo immer er sie findet; er tadelt die lässigen Geistlichen wie die Edelleute und Beamten, er verschont die Hofleute ebensowenig wie die Handwerker, Bauern, Soldaten und Landleute, er reißt sich mit Vorliebe an den Advokaten, die „mit ihrer verschmizten Lehre aus einem Flohuster fein meisterlich einen Rechtsbandel schmieden“, er hält der Familie, den Modenarren, der Jugend, den Eheleuten den unverfälschten Spiegel ihres Lebens vor, rügt bei aller Anerkennung des veredelnden Einflusses der Schauspiele die Schlipfrigkeiten, die auf die Bühne kommen, und wendet sich, wie viele andere ehrlich fühlende Satiriker, gegen die Ratio Status, die Staatsraison, den Machiavellismus, jenes System der Politik, das, durch den Dreißigjährigen Krieg gezeitigt, immer mehr Anhänger gewann. Freilich ging Abraham über die Grenzen einer allgemeinen Befehdung dieses „Teufels-Katechismus“ nicht hinaus, wie denn überhaupt seine Satire nie einen persönlichen Charakter annahm, sondern nur gegen die Gebrechen und Schwächen sich richtete. Auch wenn er einmal von Andersgläubigen spricht, nennt er mit Ausnahme Luthers nie einen Namen und ist in seinem Urtheil im allgemeinen milde. Kein Freund von konfessionellen Kämpfen, empfiehlt er vielmehr den Katholiken, was er bei anderen Gutes wahrnimmt. Welt-erfahrung und Menschenkenntnis lassen seine Predigten nie herbe werden, sein Humor macht auch die Verstocktesten für die wie „mit Zucker überzogene bittere Wahrheit“ empfänglich, der Wucht des Ernstes wie der Schärfe des Witzes und Spottes, mit dem er die Fehler der Menschen, zumal der üppig dahinlebenden Wiener, geißelte, konnte sich niemand gleichgültig entziehen.

Da entwirft er auf Grund des furchtbaren Wütens der Pest in Wien, dessen Zeuge er war, in Mercks Wien (1680) ein erschütterndes Gemälde von der Allgewalt des Todes, dem kein Stand und kein Rang widerstehen kann. In demselben Jahre fordert er mit der Schrift Lösch Wien die Wiener auf, ihren durch die Pest dahingerafften Mitbrüdern durch Gebet und gute Werke zu helfen und so die Flammen des Fegefeuers, von denen sie gemeinigt werden, zu „löschn“. Dem Inhalte nach damit verwandt ist die große Totenbruderschaft, worin er in draßlichen Bildern zeigt, wie der Tod alle, König und Bauer, gleich macht (1681). Veranlassung zu einem anderen Werkchen bot die Türkengefahr vor Wien, in der Abraham, wie in der Pest, eine neue Gottesgeißel erblickte. So schrieb er, um die Wiener mit Gottvertrauen zu erfüllen und die Hoffnung auf den Sieg in ihnen zu wecken, in Graz den schon oben genannten Traktat: Auf, auf ihr Christen! Das ist eine bewegliche Anfrischung der christlichen Waffen wider den türkischen Blutigel (1683), worin er gelegentlich Belehrungen über türkische Sitten erteilt und der Sorglosigkeit der Wiener den Eifer der Mohammedaner für die Sache des Propheten entgegenhält. Auch wirklich gehaltene oder doch zum Vortrage bestimmte Predigten ließ Abraham, da man allenthalben darnach verlangte, im Drucke ausgehen; so die Sammlungen: Reimb dich oder ich Ich ließ dich (1684), Geistlicher Kramerladen voller apostolischer Waren und Wahrheiten, eine wahre Schatzkammer von geschichtlichen und biographischen Bemerkungen, an die jedesmal geistliche Betrachtungen geknüpft werden; ferner: Wohl angefüllter Weinkeller (1710), worin er zeigt, wie der Mensch durch sein ganzes Leben, besonders aber bei dem Gefühl des herannahenden Todes einen unauslöschlichen Durst nach der göttlichen Gnade haben soll; der Tendenz nach damit verwandt sind Abrahamisches Bescheideessen (1717), in dem er an die verchiedenen, bei einem Gastmahl aufgetragenen Speisen Betrachtungen anknüpft, und die Abrahamische Lauberhütt, Ein Tisch mit Speisen in der Mitt' (1721), eines der besten und am sorgfältigsten ausgearbeiteten Werke des überaus fleißigen Augustinermönchs. Wie die meisten der genannten Werke tragen noch viele andere einen originellen, barocken oder komischen Titel, zu dem die bisweilen beigefügten oder in den Text eingereichten Bilder nach Auffassung und Darstellung trefflich passen. So die Besonders meubliert und gezierte Toten-Kapelle (1710), eine Sammlung von Betrachtungen über Tod und Jenseits. Das Abrahamische Gehab dich wohl! oder Urlaube („Schau hinein und lise das, Und mach dir einen Knopf auf die Nas“), eine Art Wegweiser für die Wanderung durch das Leben in Form von Distichen (1729), ferner Heißames Gemisch-Gemisch (1704), Hu! und Psju der Welt! (1707) und Etwas für alle, Sammlungen von köstlichen Genrebildern aus allen Ständen, die, der Wirklichkeit abgelauscht, an Feinheit der Beobachtung kaum ihresgleichen in unserer Literatur haben. Daß Abraham mit der vorhandenen Narrenliteratur vertraut war, können wir aus seinem Merkwürdigen Traum von einem großen Narrenfest schließen und sagt er selbst in seinem Centifolium stultorum in Quarto oder Hundert ausbündige Narren in Folio (1709).

Und weil Abraham alle Regungen der Volksseele verstand, hat er in einzelne Schriften auch „Reime“ nach Art der Volkslieder eingestreut, so insbesondere in „Mercurialis oder Wintergrün“, eine Sammlung von anmutigen und kurzweiligen Geschichten und Gedichten, „die in Sommer und Winter die Leser erquickten und wie das Immergrün um die Felsen und die hohen Bäume des Glaubens sich schlingen sollen.“ Sein poetisches Talent betätigte Abraham auch durch die Abfassung geistlicher Spiele, wozu er die Anregung seinem Lehrer Mäher verdankt, und durch Komödien nach Art der Fastnachtsspiele, die er in seine Schriften eingelegt hat. Er hatte aber auch von der Wissenschaft eine hohe Meinung und vergleicht den Menschen ohne Wissenschaft einem Himmel ohne Stern, einer Nuß ohne Kern oder einem Wagen ohne Räder. Über welch reiches Wissen er verfügte, zeigt ein Blick in seine Schriften. Freilich war er kein Freund spekulativer Fragen und Erörterungen, denn wie überall hat er nur praktische Zwecke vor Augen und predigt gleich anderen Volkschriftstellern praktische Lebensweisheit. Nur in seiner Grammatica religiosa, einem umfangreichen, das theologische Wissen seiner Zeit umfassenden Werke (1690), bewegt sich Abraham auf streng wissenschaftlichem Boden. Bekanntter als dieses und die genannten Werke und zugleich das umfangreichste ist Judas der Erzfischelm, für ehrliche Leute oder eigentlicher Entwurf und Lebensbeschreibung des iskariothischen Bösewichts“, das in vier Bänden 1686—1695 erschien und an dem dünnen Faden der apokryphen Lebensgeschichte des Verräters Judas in einer Reihe von Predigten oder predigtähnlichen Abhandlungen alle Sünden der Menschen, soweit der Verfasser sie beobachtet hat, zur Sprache bringt. Tiefenste Geminnung, Belehrung, Humor und Satire, kurz der ganze Vater Abraham tritt uns aus diesem Werke entgegen, auf dessen Gestaltung vielleicht auch Romane, wie Fischarts „Gargantua“ oder Spangenberg's „Ganskönig“, nicht ohne Einfluß geblieben sind. (Beilage 82.)

Man hat Abraham's Predigtweise mit der seines Zeitgenossen, des Franzosen Bourdaloue,

J U D A S

Der
 r h =  h e l m /

Für ehrliche Leuth /

Ober :

Eigentlicher Entwurff / vnd Lebens-
 Beschreibung des Iſcariotiſchen Bößwichts.

Worinnen vnderſchiedliche Discurs, ſittliche
 Lehrs-Puncten / Gedicht / vnd Geſchicht / auch ſehr
 reicher Vorrath Bibliſcher Concepten.

Welche nit allein einem Prediger auff der Tangel ſehr
 dienlich fallen / der jegigen verkehrten / behörzten / verkehrten Welt
 die Wahrheit vnder die Naſen zu reiben: ſondern es kan ſich auch deſſen ein
 Privat- vnd einſamer Leſer zur erſprießlicher Zeit-Vertreibung /
 vnd gewünſchten Seelen-Hayl gebrauchen.

Zuſammen getragen

Durch

Pr. A B R A H A M à S. Clara, Auguſti-
 ner Baarfüſſer / Kayſerlichen Prediger / 2c.

Erſter Theil.

Cum Gratia, & Privil. S. C. M. ſpeciali, & Permiſſu Superiorum.

Salzburg / gedruckt vnd verlegt bey Melchior Haan /
 Buchdruckern vnd Handlern.

ANNO M. DC. LXXXVI.

verglichen und natürlich mußte der Vergleich zuungunsten des urwüchsigem und derben Deutschen ausfallen; aber man vergaß, daß dieser in einem Lande auftrat, das durch die religiösen Wirren und den Krieg in seiner literarischen Entwicklung gegenüber den Nachbarvölkern sehr gehindert war. Auch die feine homiletische Predigt Speners hat man in das Feld geführt, um Abraham zum Pöfseureißer zu stempeln. Und doch fragen wir billig, wo es im 17. Jahrhundert einen Prediger gab, der mit solcher Macht auf das Publikum, das gelehrte und ungelehrte, wirkte wie der Augustinermönch? Ein solcher konnte übrigens nur in dem katholischen Süddeutschland erstehen, wo die Kluft zwischen Volk und Gelehrten keine so große war wie in Norddeutschland und daher eine auf volkstümlicher Grundlage beruhende rednerische Prosa sich entwickeln konnte; hoffnungserweckende Ansätze dazu, nicht die Vollendung zeigen uns die Schriften Abrahams, die im Gegensatz zu denen aller zeitgenössischen Schriftsteller durch ihren Schwung und durch die Kraft der Stimmung auch uns noch fesseln und anziehen. Auf ein Jahrhundert hinaus hat Abraham der Predigt in Süddeutschland die Bahnen gewiesen und in seinem und in anderen Orden wie beim Weltklerus Nachahmer gefunden. So tragen die Werke des Jesuiten Franz E. Callenbach, der im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts in Süddeutschland wirkte, das Gepräge Abrahams. Auch in Laienkreisen haben Abrahams Schriften, zumal in Österreich, große Verbreitung gefunden und noch im vorigen Jahrhundert konnte man sie nicht selten selbst in einsamen Bauerngehöften finden. Über die Grenzen Österreichs hinaus bis in die Schweiz und den Rhein hinab haben Abrahams Werke ihren Weg genommen und durch ihre Manier freilich auch zum Widerspruche gereizt. So besonders in Norddeutschland, wo man in ihm bald nur den Typus eines Pöfseureißers einer tief stehenden Kultur erblickte, denn in diesem Sinne entstand die zweibändige Schrift Quintessenz aus P. Abrahams a Sancta Clara Werken, ein Spezifikum fürs Zwerchfell (1795—1797). Bald wob auch die Sage ihre Gewebe um den guten P. Abraham, um ihn zu einer Art Eulenspiegel zu machen, und erst die Forschung der neuen Zeit hat den originellen Prediger und trefflichen Sittenschilderer, dessen seltenes formelles Talent Goethes und Schillers Bewunderung erregte, den ihm gebührenden Ehrenplatz in der Literaturgeschichte angewiesen.

Gegenüber der Satire fand das Epos im 17. Jahrhundert, da man an Opitzens Meinung von dessen Unerreichbarkeit festhielt, fast keine Pflege und nur als dürftiger Ersatz dafür dienen die kleineren Gedichte, die nach Art der historischen Volkslieder Zeitereignisse behandeln, und die zur Verherrlichung hoher Herren und Helden verfaßten Preisgedichte. Spielten schon in diesen, wie man es nach damaliger Anschauung für das Epos als unerläßlich erachtete, der mythologische Apparat und der allegorische Aufputz eine große Rolle, so diente das höchste Muster epischer Kunst, Vergils Aeneide, dem eigentlichen Renaissanceepos auch als Vorbild für den Aufbau. Ganz nach des Römers Art lassen dessen Dichter an einem Ruhepunkte dem Fürsten, dem sie ihre Huldigung darbringen wollen, durch eine überirdische Erscheinung die Geschichte seiner Nachkommen erzählen oder, wenn dieser nicht der Ahnherr des Hauses ist, die Schicksale seiner Vorfahren durch eine der handelnden Personen berichten, zuweilen, wie in den schäferlichen Ehrengedichten, nach dem Vorgange Opitzens („Herzynie“) in Bildwerken schauen. Derartige Nachahmungen Vergils begegnen uns in allen Renaissance-litteraturen des Abendlandes; in der deutschen ist uns nur ein einziges ausgeführtes Renaissanceepos, Der Habsburgische Ottobert (1663), überliefert, zugleich das einzige Heldenepos des Jahrhunderts überhaupt. Daß dessen Verfasser, Wolfgang Helmhard Freiherr von Hohberg, trotz seiner nicht poetischen Begabung sich an die von dem schlesischen Maro für unlösbar angesehene Aufgabe wagte, erklärt sich aus seiner Absicht, seinen poetischen Entwicklungsgang zu einem Abbild des Vergilischen zu machen. Daher begann er mit Hirtenliedern, reichte daran „Georgica“ und ging erst dann an die Abfassung des Epos. Einem Zweige der Guttmanndorffschen Linie des weitverbreiteten und noch heute in Deutschland bestehenden Adelsgeschlechtes Hohberg 1612 zu Ober-Thumritz in Niederösterreich entsprossen, teilte er mit vielen Adelligen seiner Zeit die Freude

an der Wissenschaft und Poesie. Er war des Lateinischen mächtig, sehr belesen und erwarb sich während des Militärdienstes, dem er sich von seinem 20. Jahre an in der kaiserlichen Armee durch zehn Jahre widmete, einen Schatz von Erfahrungen und vervollständigte zugleich seine Kenntniss der modernen Sprachen. Mit der Landwirtschaft und poetischen Arbeiten beschäftigt, verweilte er nach dem Austritt aus der Armee noch eine Reihe von Jahren in Oesterreich, verkaufte aber, durch die Vorgänge während der Gegenreformation genötigt, 1664 seine Güter und begab sich 1665 nach Regensburg, wo er, bei seinem protestantischen Bekenntnisse beharrend, bis an sein Lebensende (1684) sich mit Schriftstellerei und genealogischen Studien beschäftigte. Als Dichter viel bewundert, von seinem Freunde Stubenberg und Regina von Greiffenberg als „der österreichische Orpheus und Homer“ gepriesen, hat der „Sinnreiche“, wie er als Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft hieß, dennoch auf seine Zeit keinen Einfluß ausgeübt weder mit seinem heroischen Epos, das in 39 Büchern (39170 Alexandriner) die Abenteuer Ottoberts, eines aus dem Geschlechte der Merowinger stammenden sagenhaften Ahnherrn der Habsburger, erzählt, noch mit seiner Unvergühten Proserpina (1661), einer Sammlung von allerlei Geschichten aus der antiken Mythologie. Auch sein Lust- und Arznei-Garten des königlichen Propheten Davidis, eine deutsche Verflöschung des ganzen Psalters, verrät keine große poetische Begabung. Von Bedeutung aber wurde er für die Wiederaufnahme des Landbaues nach den Tagen der Verwüstung durch seine *Georgica curiosa* oder *Adeliges Land- und Feldleben*, eine zweibändige Enzyklopädie der Landwirtschaft, die, oft aufgelegt, aus seinen Vergil nachgebildeten „*Georgica*“ durch Erweiterung entstand.

Größeren Beifalls als das Renaissanceepos erfreute sich der in den Poetiken als „Geschichtsgedicht“ oder „Gedichtsgeschicht“ bezeichnete und fast nur durch seine prosaische Form von jenem geschiedene Roman. Mit diesem Ausdrucke haben wir schon früher die auf ausländischen (romanischen) Sagen beruhenden höfischen Epen des Mittelalters (Gral- und Artusromane) und deren Auflösung in Prosa, die sie in der Übergangszeit des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts erfuhren, bezeichnet. Als dann nach Erfindung der Buchdruckerkunst das Lesebedürfnis sich steigerte, kamen ihm etwa seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die aus Italien über Frankreich in Deutschland eingeführten und hier verdeutschten Novellen entgegen, worauf Wickram (S. 401) mit selbständigen Romanen hervortrat. Sein Beispiel fand aber keine Nachahmung und eine neue Art Roman gelangte zur Herrschaft. Es ist der Amadis, der, in seinen Grundzügen aus Nordfrankreich stammend, in Spanien schon im vierzehnten Jahrhundert seinen literarischen Niederschlag, im fünfzehnten durch Garcí-Ordoñez de Montalvo eine Verbesserung und Erweiterung fand und in dieser Form seinen Siegeslauf durch die übrigen Kulturländer Europas nahm. In Frankreich durch Nicolas des Essarts auf acht Bücher, von anderen auf fünf und zwanzig erweitert, kam er auch nach Deutschland, wo er, von 1569 ab in deutscher Sprache bearbeitet, bis in das siebzehnte Jahrhundert die Lieblingslektüre der adeligen Kreise bildete (S. 401), gegen die selbst die Übersetzung des Don Quixote (1617) nicht aufkommen konnte. Dagegen fand, aber auch nur in Übersetzungen, der Schäferroman begeisterte Aufnahme und Sidneys „Arcadia“ mit Opizens Überarbeitung der eingeflochtenen Gedichte des Italieners Loredano und Montemayors „Diana“, von Harsdörffer bearbeitet, bereiteten neben Honoré d'Urfés „Astrée“ bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts den höfischen Kreisen das höchste Entzücken (S. 490 ff.). Als aber dann in Frankreich, anknüpfend an den Schäferroman, der historische Roman (Staats-, Helden- und Liebesromane), später der heroisch-galante genannt, Mode wurde und um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts auch in Deutschland Eingang fand, schwand das Interesse an den Amadisbüchern. Und doch verleugnet der heroisch-galante Roman durchaus nicht seine Abstammung aus jenen.

Freilich ist das Phantastische, da die Zeit den romantischen Ideen, dem Wunder- und Zauberverweien, den Feen und Drachen den Rücken wandte, als unzeitmäßig geschwunden und wird, scheinbar wenigstens, historische Bestimmtheit durch Anknüpfung an geschichtliche Namen und Ereignisse angestrebt; doch handelt es sich dabei um dieselbe adelige Gesellschaft wie in den Schäferromanen, nur daß sie sich jetzt in eine

historische Hülle steckt, und auch hier zieht sich wie ein Faden die Liebesgeschichte eines Prinzen und einer Prinzessin durch den ganzen Roman. Nicht minder schablonenhaft sind die Charaktere und die Technik der Erzählung. Personen, die als verschollen oder im Kampfe gefallen galten, tauchen wieder auf, Gefangenschaften, Verkleidungen und Doppeltgängerie kehren immer wieder, stammenswerte Heldentaten werden verrichtet, der Schluß wird durch eine Entführung hinausgehoben. Berichte der handelnden Personen geben Aufschluß über die Ursachen, durch die der Held in die Lage gekommen ist, in der wir ihn zu Beginn des Romans erblickten. Die Erzählungskunst zielte eben dahin ab, die Haupthandlung an und für sich und durch eingefügte Nebengeschichten möglichst zu verschlingen, um dann die Wiederentwicklung desto künstlicher erscheinen zu lassen. Da werden geschichtliche Ereignisse nach Willkür mit abenteuerlichen und modernen Zutaten verbrämt, Vorgänge aus der Gegenwart mit verdeckten Namen, Briefe, zur Abwechslung auch poetische Stücke, selbst ganze Schauspiele eingeflochten. Bedenken wir dann noch, daß die Kunstform des Romans benutzt wurde, um über alle möglichen Dinge, die damals wissenschaftlich erschienen, über Völker- und Länderkunde, Altertümer und Literaturgeschichte, Staats- und Regierungskunst, Religion, Sitte und Astrologie, geheime Hofgeschichten und Zeitungsnachrichten und anderes mehr Belehrungen zu erteilen, so begreifen wir, daß die Romane zu einem ungeheuren Umfange anschwellen und Inhaltsverzeichnisse wie „Nahmen-Zeiger“ (Personenverzeichnisse) den Lesern erwünscht sein mußten. Zur Darstellung wird, wie in den Amadisbüchern, die höfische Konversationsprache benutzt, doch hebt sie sich durch Wohlstandigkeit von der Lustertheit der Amadis ab, zumal in Dingen der Liebe, die übrigens auch hier eine große Rolle spielt und in wohlgezierten unendlichen Neben sich ergiebt.

Seine typische Ausprägung hat der heroisch-galante Roman noch vor 1630 in Frankreich, ohne Zweifel im Zusammenhange mit der Begründung der absoluten Monarchie, gefunden und auch in dieser Beziehung nehmen die Amadisbücher eine vermittelnde Stellung ein, denn bereits in diesen sehen wir das Königtum stark auf dem Wege des Absolutismus und den Lebensadel im Anfange des Überganges zum Hofadel. Aus der sogenannten Hofliteratur ging Barclays lateinisch geschriebener und in französischer Übertragung (1623) viel verbreiteter politischer Roman „Argenis“ hervor, das Urbild aller geschichtlichen Romane. Die Behandlung der in historischer Verkleidung auftretenden wirklichen Personen und der lehrhaften Elemente, kunstvolle Verschlingung der Erzählung, Neigung zur Beschreibung von Festlichkeiten, ein Liebesverhältnis mit Heirat, kurz alle Elemente des heroisch-galanten Romans, wie wir ihn oben beschrieben haben, finden wir bereits in der „Argenis“. Es ist dies die Tochter des Königs Melander von Sizilien, gegen den Encogenes einen Aufstand angestiftet hat. Unter diesem Bilde die Hugenottenunruhen schildernd, entwirft der Verfasser zugleich in gelehrten Diskursen das Bild eines Idealstaates, der sich in der Regierung und Persönlichkeit Ludwigs XIV. verwirklichte. Daher denn auch die Bewunderung, die man dem Buche zollte und keiner der späteren französischen und deutschen Geschichtsromane sich erwarb. Deren Verfasser fehlte Barclays politische Urteilskraft und nur auf das bleibend Interessante gerichteter Blick; dafür bringen sie, soweit es im Kreise ihrer Bildung lag, alles Mögliche und ohne Überlegung, ob es passend sei, am liebsten gelehrten Kram, Hofklatz und Liebesgeschichten. So erregte Marin le Roy Sieur de Gomberville (1600—1674) mit seinem Roman Poléxandre (1629) Aufsehen durch die Neuheit der Verbindung von Erdkunde und Geschichte mit Abenteuern nach Art der Amadisbücher und des griechischen Romans, und auch Desmarests de Saint Sorlin (1595—1676) sucht, allerdings mit stärkerer Betonung des galanten Elementes, in seiner Ariane (1632) in ähnlicher Weise Belehrung und Unterhaltung zu vereinigen. Als der eigentliche Begründer des heroisch-galanten Romans, wie er für die Folgezeit mustergültig war, muß Gantier de Costes Seigneur de la Calprenède (1609—1663) angesehen werden, der mit seinen umfangreichen Romanen Cleopatra (1646 in 12 Bänden) und „Cassandra“ (1642, in 10 Bänden) die landläufige Bezeichnung Romans de longue haleine rechtfertigte. Die Cassandra besteht aus einer Reihe von Liebesgeschichten, die zur Zeit Alexanders spielen oder von deren Trägern, ritterlichen und galanten Helden und hochsinnigen und zartempfindenden Frauen, wie in den mittelalterlichen Ritterromanen, erzählt werden. Eine weitere Umgestaltung erfuhr der geschichtliche Heldenroman durch das Geschwisterpaar Georges de Scudéry (1601—1667) und Madeleine de Scudéry, indem sie in ihren verwickelten und in fortlaufenden Gesprächen und Unterhaltungen sich abspielenden Romanen voll heroischer und galanter Abenteuer die geschichtlichen Namen und Tatsachen nur als bloße Verhüllung und Einleitung moderner Personen und Vorgänge gebrauchten. Um auch den Nichteingeweihten die Deutung der Namen (personnages déguisés) möglich zu machen, ist ein „Schlüssel“ beigefügt. So auch zu dem Hauptwerke der Madeleine, dem zehnbändigen Roman Artamène ou le grand Cyrus. Alle diese heroisch-galanten Romane standen zu der Sprachweise und Denkungsart, die damals in den vornehmen Kreisen lebendig und maßgebend waren, in inniger Beziehung und schöpften ihre poetischen Motive und den Stoff aus der vollen Wirklichkeit. Die Helden und Heldinnen entsprachen ganz dem galanten Charakter des Hofes, Versailles und Paris waren in die Vergangenheit verlegt, man suchte seine höfischen Vorbilder in der Geschichte, namentlich bei den despotischen Gestalten des Orients, die zu Vergleichen mit der absoluten Monarchie der Gegenwart erwünschte Gelegenheit bot. In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts blühend, fand diese Art Romane noch lange Zeit Leser, obgleich ihnen Boileau, der Begründer des Klassizismus in Frankreich, bereits 1664 in einer Satire den Todesstoß versetzt hatte.

Doch hinderte die Reaktion in Frankreich gegen die Geschmacklosigkeit dieser Gattung nicht, daß sie im Original und in Übertragungen in Deutschland sich eines großen Beifalls erfreute, ja hier viele Schriftsteller zur Nachahmung aneiferten, die fast noch fruchtbarer waren als ihre Meister. Doch während in Frankreich das absolutistische Königtum, der Pomp des Hofes und die gezierte

und raffinierte Konversation des Hauses Rambouillet in den Romanen dieser Art ihr Spiegelbild fanden, fehlte in Deutschland ein Zentrum des literarischen Lebens, wie es dort Paris gewesen ist. Daher trat in den deutschen Nachahmungen das höfische Element, von den Romanen des Herzogs von Braunschweig abgesehen, zurück und die galante und geistreiche, gezierte und affektierte Konversation wurde durch gelehrte und erbauliche Betrachtungen ersetzt.

Nach Deutschland wurde die neue Form des Kunstromans durch Philipp von Zesen (S. 497) verpflanzt, nachdem ihr Opitzens Übersetzung der *Argenis* den Weg in die feineren Kreise der Gesellschaft bereits gebahnt hatte.

Zesen trat zuerst mit Übertragungen französischer Originale, *Lysander und Kaliste* (1644) und *Abraham oder der erlauchte Bassa* (1645), eines Jugendwertes des Fräuleins Scudéry, vor die Öffentlichkeit und ließ dann die *Adriatische Rosemund* (1645) als den ersten deutschen heroisch-galanten Roman folgen. Dessen Handlung spielt in Amsterdam und hat die Liebe eines Deutschen zu einem venetianischen Fräulein zum Inhalt, die durch einen konfessionellen Unterschied getrennt wird. Die Heldin Rosemund verzehrt sich in Gram, erkrankt und stirbt. In diese dürftige Erzählung sind, allerdings noch maßvoll, Briefe, Gespräche, Gedichte, Nachrichten über Paris, Venedig usw., Anschauungen über Kunst und Staatswesen eingeflochten, wodurch der Roman den Charakter einer Interieur- und Konversationsmalerei gewinnt. Nachdem Zesen noch *Die Afrikanische Sofonisbe* (1646) aus dem Französischen übersezt hatte, entsagte er dieser Art Schriftstellerei, um sie erst vierundzwanzig Jahre später, mit der heiligen Staats-, Liebes- und Lebensgeschichte *Assenat* (1670) wieder aufzunehmen, die, auf langjährigen Vorstudien beruhend, als der beste seiner Romane angesehen werden muß. Assenat, die Tochter Potifars, wird nach ihrer Befehdung zum wahren Gotte die Gemahlin Josefs. Dies ist kurz der Inhalt des in sieben Büchern erzählten Romans, der vielleicht passender „Josef“ überschrieben worden wäre, da dessen Geschichte, abenteuerlich aufgepußt, den größten Raum darin einnimmt. Ein Gegenstück zu der arabisch-perischen Umdichtung der *Joseflegende* in „Zusuff und Suleicha“, zeigt der Roman Zesens Vermögen, einen überlieferten Stoff tiefer zu fassen und psychologisch zu heben; nur die Steifheit der Sprache ist schuld daran, daß einzelne Szenen, wie die leidenschaftliche und sündhafte Liebe Setiras zu Josef, nicht voll zur Geltung kommen. Um aber, wie es sein Ehrgeiz wünschte, bei der „guten Gesellschaft“ zu gefallen, mußte er seine aristokratischen Leser auch mit Konversationspartien, gedrehten Reden, die an den französischen Romanen bewundert wurden, und Beschreibungen erfreuen und, ein Ebers des siebzehnten Jahrhunderts, durch ellenlange Vorträge über antiquarischen Kram, über die Religion, Staatsweisheit, die Bauten im Wunderlande der Pharaonen unterhalten. Noch mehr huldigte er der „Kuriosität“ und aristokratischen Ziererei seiner Leser in seinem *Simson*, einer Helden- und Liebesgeschichte (1679), die, unter dem Einflusse des wahnwichtigen Bombastes des Italieners Pallavicini entstanden, sprachlich ungenießbar ist und durch den maßlos aufgehäuften gelehrten Stoff in die Bahnen einlenkt, die der Kunstroman dieser Gattung später einschlug. Als eine Schrulle kann es gelten, wenn Zesen im „*Simson*“ seitentlang, vielleicht den hebräischen Parallelismus nachbildend, nur einfache Sätze von drei bis sieben Wörtern bildet.

Bald nachdem Zesen mit den ersten heroisch-galanten Romanen aufgetreten war, schoß auf diesem Gebiete eine reiche Saat, zunächst freilich nur Übersetzungen romanischer Vorlagen, empor: erst in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gewinnen die Originalerzeugnisse in deutscher Sprache die Oberhand und dazu trug neben Zesen auch Andreas Heinrich Buchholz (geb. 1607 zu Schöningen bei Halberstadt, gest. 1671 als Superintendent zu Braunschweig) mit seinen zwei Romanen bei, von denen *Des Christlichen Deutschen Großfürsten Herkules* und *der Böhmisches Königl. Fräulein Valiska Wundergeschichte* 1659, *Der Christlichen Königl. Fürsten Herkuliskus und Herkuladiska* auch *Ihrer Hochfürstlichen Gesellschaft anmutige Wundergeschichte* 1665 erschienen. Mit beiden Romanen wollte der gelehrte Theologe, wie er in einer „Vermahnung“ auseinandersetzt, „das schandsüchtige Amadisebuch“ verdrängen, das „mannichen Liebhaber hat, auch unter dem Frauenzimmer, deren noch keine dadurch gebessert, aber wohl unterschiedliche zur uaziemlichen Frechheit angepornt sind, wann sie solche Begebnissen vor Augen gemahlet sehen, welche wohl die Unverschämtesten vor der Sonne zu verrichten scheu tragen“. Dagegen sei „seine Andacht in diesem ganzen Werke eigentlich dahin gerichtet, daß des Gemüts Erfrischung, so man im durchlesen anmutiger Geschichten suchet, allemahl mit gottfürchtigen Gedanken vermischt sein möge.“ Und in der Tat läßt es der Superintendent an seelsorglichen Vermahnungen und theologischen Auseinandersetzungen, wie sie auf der Kanzel an der Tagesordnung waren, nicht fehlen.

Abgesehen von dem christlichen Stempel, den Buchholz seinen Romanen aufgedrückt hat, nehmen sie auch sonst in der Entwicklungsgeschichte des heroisch-galanten Romans in Deutschland

eine Mittelstellung zwischen den ersten Versuchen Zesens und der Vollendung dieser geschmacklosen Form des Kunstromans ein, die sie durch Ziegler und insbesondere durch Lohenstein erfahren hat.

Darauf weist schon die stärkere Betonung des abenteuerlichen und spannenden Elements hin, das Buchholz den Ritter- und den von ihm bekämpften Amadisbüchern abgesehen hat. Herkules und sein Freund Ladisla durchstreifen Italien, Kreta, Tyrus, Jerusalem, um die Braut und Schwester Valiska, die eine Amazone, von Räubern entführt war, zu suchen, und befreien sie nach vielen Abenteuern und Gefahren aus der Gewalt des Königs Artebanus. Unglaubliche Heldentaten werden verrichtet, haarsträubende Szenen spielen sich ab, Zweikämpfe wechseln mit blutigen Schlachten, die den Persern, Parthern, Pannoniern geliefert werden, entsetzliche Strafen werden an Räubern und Verrätern vollzogen, dazwischen Befehrungsversuche gemacht, Gebete angestimmt und Hochzeitsfeste gefeiert. Aus ähnlichen Szenen legt sich der zweite Roman zusammen, in dessen Mittelpunkt Herkules, des Herkules und der Valiska Sohn, und der Verfasser selbst daran glaubt. Denn dadurch unterscheiden sich Buchholzens Romane von den Ritter- und Amadisromanen, daß sie uns auf den Boden der Wirklichkeit versetzen, wirkliche Menschen mit ihren Bedürfnissen zeichnen, dem geschichtlichen und geographischen Elemente Rechnung tragen und die erotischen Motive, abgesehen von einigen Derbheiten, anständig behandeln. In allen diesen Dingen hat Buchholz selbständig oder nach französischen Heldengeschichten seinen Nachahmern die Bahn gewiesen; dazu kommt, daß er mehr als Zesen gelehrt-antiquarisches Beiwerk aufstapelte, um den verständiger und „kürzlicher“ gewordenen Lesern einen Ersatz für die Unmöglichkeiten und Wunder der Amadisbücher zu bieten.

Buchholzens Romane fanden großen Beifall: der „Herkules“ erschien noch 1744 in neuer Auflage und fand 40 Jahre später eine Umarbeitung in vier Bänden. „Die andächtige Liebesgeschichte Valiskas“ war noch ganz nach dem Sinne des Fräuleins von Mettenberg, Goethes „schöner Seele“, und nur die Romane Anton Ulrichs, Herzogs zu Braunschweig-Wolfenbüttel übten die gleiche Wirkung auf den frommen Leser aus. Mit diesem Fürsten, den schon 1659 die Fruchtbringende Gesellschaft „wegen vortrefflicher Inventiones, die singkünstlich in anmutiger deutscher Wohlredenheit sich darstellen“, als den „Singprangenden“ aufgenommen hatte, erblühte am Braunschweiger Hofe aufs neue das poetische Streben (S. 444) und gewann der heroisch-galante Roman Zutritt in alle adeligen Kreise. Für sie waren des Herzogs Romane berechnet, und der mit dem Hofleben wohl vertraute, weltkluge und tatkräftige Verfasser, dessen Brunkliebe in Ludwig XIV. ihr Ideal erblickte, wußte das Interesse der feinen Gesellschaft zu wecken. Denn was er in der Vorrede zu seiner Durchlauchtigen Syrerin Aramena (Nürnberg 1669—1673, in fünf Teilen) sagt, gilt auch von seiner Octavia (Nürnberg 1711, in sechs Bänden): „Sie ist nicht im Schultstaub, sondern zu Hofe erwachsen. Sie ist auch nicht mit Gesellschaft des Pöbels bestäudet, sondern redet höchst höflich und recht fürstlich von fürstlichen Geschichten.“ Daher heißen diese Romane „rechte Hof- und Adelschulen, die das Gemüte, den Verstand und die Sitten recht adelich ausformen und schöne Hofreden in den Mund legen.“

Auch die „Octavia“ ist ein sittlicher Roman dieser Art, ein Preis auf die Kraft des Duldens und Entsayens. Im Mittelpunkt steht die Liebe des armenischen Königs Tyridates und der Kaiserin Octavia, der Tochter des Claudius und früheren Gemahlin Neros, die schließlich in der Ehe ihren Lohn findet. Um die Geschichte dieses Paares spielt sich eine Unzahl von erfundenen oder romanhaft behandelten geschichtlichen Begebenheiten ab, die von Britannien bis Äthiopien, von Aquitanien bis nach Indien führen und uns von den Liebesabenteuern und Heiratsplänen römischer Kaiser und Adeltiger erzählen. Trotz aller Mängel fanden des Herzogs Romane noch im achtzehnten Jahrhundert Leser; die Aramena wurde von Sophie Albrecht verkürzt und „für unsere Zeiten“ bearbeitet (1786), und an der Octavia hat sich noch der junge Goethe ergötzt. Die darin sich findende Episode „Geschichte der Prinzessin Solane“, die unter verdeckten Namen die Geschichte der Prinzessin Sophie Dorothea von Hannover und des Grafen Königsmark behandelt, hat noch Schiller und Heine zu dramatischen Versuchen gereizt.

Von allen Romanen übte keiner auf die Zeitgenossen eine solche Wirkung aus wie Die Asiatische Banise oder das blutig-doch muthige Pegu... Alles in Historischer, und mit dem Mantel einer annehmlichen Helden- oder Liebes-Geschichte bedeckten Wahrheit beruhende (1689). Den Stoff dazu entnahm Heinrich Anshelm von Ziegler und Klipphausen (geb. 1663 zu Radmeritz, gest. 1696 als kurfürstlicher Rat zu Liebertwolkwitz bei Leipzig) Reiseberichten und hauptsächlich aus Erasmus Francisci „Öst- und West-Indischem Lust- und Staatsgarten.“ Politische Umwälzungen in dem

Wunderlande Indien, über dessen Bewohner die Seefahrer, Kaufleute und Missionäre so viel Seltsames zu berichten wußten, bilden denn auch die historische Grundlage des Romans. (Abb. S. 545.)

Im Mittelpunkte stehen die „unvergleichliche, göttliche, himmlische“ Banise, eine indische Prinzessin, deren Geschlecht hingemordet wird, und der ausbändige Ritter Balacin von Awa, der jene in einem Traumbilde zur Geliebten erwählt und zu ihrem Ritter wird. Als Feind steht dem Liebespaare Chaumigrem gegenüber, ein Wüterich nach Art der Bluthunde in den Tragödien des siebzehnten Jahrhunderts, in dessen Gewalt Banise und ihr Reich Pegu gekommen sind. Neben sich hat er Kolin, einen geilen Oberpriester, der Banise vergewaltigen will, aber getötet wird. Wie nun Balacin die Geliebte und deren Reich aus den Händen des mordlustigen Usurpators zu befreien sucht, bildet den leitenden Gedanken des an Nebengeschichten überreichen und mit dem Sturze Chaumigrens und der Vereinigung der Geliebten endenden Romans. Die Vorgeschichte wird in weitläufigen Berichten von Talemou, einem Diener des Kaisers von Pegu, und Siandor erzählt, der, eine Art Sancho Panza oder Scheramin, seinen Herrn als treuer Knappe auf den Kriegsfahrten begleitet, ihm in bedenklichen Lagen beisteht und wie der Fidele mit seinen Späßen und Wägen das humoristische Element vertritt. Vor allem aber ist es dem Verfasser um die Nahrung seiner Leser zu tun und er glaubt deren Herz und Sinn nur durch die grellsten Szenen und durch Übertreibung in der Zeichnung der Charaktere aufregen zu können. Gilt es daher, Schlachten zu beschreiben, so stehen sich Heere von Hunderttausenden gegenüber, bei ihrem Geschrei fallen die Vögel vom Himmel, vor Marterbaue fallen so viele, daß das Heer fünf Tage nicht bis zur Stadt vordringen kann, ob schon 6000 Mann täglich mit der Bergung der Leichen beschäftigt sind.

„Blitz, donner und hagel, als die rächenden werkeuge des gerechten himmels, zerschmetterten den pracht deiner goldbedeckten thürme, und die rache der Götter verzehre alle besitzer der stadt: welche den untergang des königlichen hauses befördert, oder nicht solchen nach eusserlichem vermögen, auch mit daransetzung ihres blutes, gebührend verhindert haben. Wollten die Götter es könnten meine augen zu donner-schwängern wolken, und diese meine thränen zu grausamen sündfluthen werden: Ich wollte mit tausend keulen, als ein feuerwerk rechtmäßigen zorns, nach dem herzen des vermaledeyten bluthundes werfen und dessen gewiß nicht verfehlen.“ Mit diesen den Roman beginnenden Worten nähert sich Balacin der Stadt Pegu, die bereits in den Händen der Feinde ist. Im Kampfe mit Brahmanen verwundet, flüchtet er sich in eine Höhle und fühlt sich hier plötzlich in Mitte von Leichen. Ein Tiger, der kommt und sich in jene einbeißt, vermehrt das Gräßliche seiner Lage. Grell wie die Situationen, Triumphe und Niederlagen werden auch die Charaktere gezeichnet; Ungeheuer von sittlicher Verworfenheit und Helden der Tapferkeit wie Frauen von felsenfester Treue stehen einander gegenüber. Als das Ideal der Vollkommenheit erscheint Banise, das Wunder von Asien. Mit den prächtigsten Farben und spielenden Vergleichen wird ihre leibliche Schönheit gemalt: „Die sonnen ihrer augen spielten mit solchen blitz, wodurch auch stählerne herzen wie wachs zerfließen mußten. Und wenn sie die schwarzen augäpfel nur einmahl umwendete, so mußten alle herzen brennen, und die seelen, welche sie nur anschaueten, in volle flamme gesetzt werden.“ Sie ist der Inbegriff aller Tugenden, ein Muster der Treue, an Geist und Herz gebildet. In wohl gefeilter Rede weiß sie ihren Gefühlen Ausdruck zu verleihen, und, freilich unnatürlich genug, selbst am Opfersteine hält sie „mit ungemeiner herzhaffigkeit und unerschrockener stimme“ eine philosophische Abschiedsrede über den Tod, die im Drucke zehn Seiten ausfüllt. Mit solchen Prunkstücken rhetorischer Kunst will der hierin wohl geschulte Verfasser auch sonst glänzen; daher die Menge von Briefen, Gesprächen und Reden, die, nach den Regeln der Beredsamkeit abgefaßt, durch den Faden der Erzählung verbunden werden und den Lesern, wie schon die Amadisbücher, Muster für die gesellschaftliche Redeart und feineren Sitten des Verkehrs boten, ehe die für solche Zwecke geschriebenen Sammlungen von Mustergesprächen und Musterbriefen erschienen. Begrüßungs- und Abschiedsreden der Liebenden, Liebesbriefe, Staatsreden und Anreden an die Heere wechseln neben Gedichten in bunter Reihe, alle kunstgemäß gebaut, reich an Gleichnissen, Figuren und Concettis und, wie fast jeder Satz des Romans, in jenem schwülstigen und bombastischen Stile geschrieben, der den jüngeren Schlesiern eigen war. Daß übrigens Ziegler nicht bloß bei diesen in die Schule gegangen ist, sondern unmittelbar von den Italienern gelernt hat, zeigt das am Schluß des Romans angefügte opernhafte Drama „Die Handlung der listigen Rache, oder Der tapfere Heraclius“, eine 1687 erschienene Übersetzung aus dem Italienischen, die zur Verherrlichung der Hochzeit des Liebespaares von dankbaren portugiesischen Kaufleuten „nach Europäischer art“ aufgeführt wird. Und Europäer sind in ihrem Empfinden und Reden wohl alle die auftretenden Könige, Prinzen und Prinzessinnen, nur der Schauplatz, die fremden Namen, die wilden Tiere und einzelne Beschreibungen erwecken in uns die Vorstellung, daß wir uns in Asien befinden.

Die geschlossene und spannende Handlung, der fließende Stil, die von Fremdwörtern ziemlich freie Sprache wie der verhältnismäßig geringe Umfang (910 Oktavseiten) bewirkten, daß die „Banise“ sich lange der Gunst des Publikums erfreute. Noch 1767 erlebte sie eine neue Auflage, Joh. Georg Hamann (gest. 1723) schrieb eine Fortsetzung, es entstanden Nachbildungen, eine deutsche (1752) und eine englische (1754) Banise, denen sie als Reklame dienen mußte; die Bühne der Oper und der herumziehenden Banden bemächtigte sich des packenden Stoffes, den Brunnius in Graz dramatisierte (1722), und obwohl die Gottschedianer in den „Beiträgen“ dem Roman Zieglers an den Leib rückten, nahmen sie doch in ihre „Deutsche Schaubühne“ das in Alexandrinern geschriebene Drama Friedrich Melchior Grimms „Banise, ein Trauerspiel“ (1743) auf, aus dem Goethe auf seinem Puppentheater den fünften Akt mit vielem Geschrei zur Dar-

stellung brachte. Ja, noch 1842 legte Maler Müller, der in seiner Jugend eine Banisen-Oper angefangen hatte, die Fabel einer altperischen Novelle zugrunde; und doch wandelte schon seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der deutsche Roman in den Bahnen des englischen und war zur selben Zeit in den „Literaturbriefen“ ein Plammetich-Roman dadurch lächerlich gemacht worden, daß man ihn eine „ägyptische Banise“ nannte.

Ziegler nennt seinen Roman „eine unzeitige Frucht leichter Lippen“ und weist auf Daniel Casper von Lohenstein als den Größeren hin. Und in der That hat dessen „sinnreiche Staats-, Liebes- und Heldengeschichte“ Großmüthiger Feldherr Arminius oder Herrmann als ein tapfferer Beschirmer der deutschen Freyheit mit seiner durchlauchtigen Thuznelda (1689) den geschichtlichen Roman auf den Höhepunkt seiner Entwicklung gebracht. Lohenstein, über dessen poetischen Bildungsgang wir an anderer Stelle reden werden, hat sein Werk als Torso zurückgelassen; sein Bruder, der auch darüber starb, und Wagner, Prediger in Leipzig, führten das letzte Buch des zweiten Theiles, wahrscheinlich nach dem ihnen vorliegenden Plane Lohensteins

aus und vollendeten damit den 3076 Quartseiten umfassenden Roman. Man hat ihn nicht ohne Grund eine „tollgewordene Enzyklopädie“ genannt, und gewiß konnte er für die damalige Zeit die Aufgabe eines dickleibigen Konversationslexikons erfüllen.

„Dem Vaterlande zu Liebe, dem deutschen Adel aber zu Ehren und ähnlicher Nachfolge!“ Dieses Titelwort hat der Verfasser in seinem Roman gerechtfertigt, ja in seiner Liebe zu den Germanen geht er so weit, daß er alles Große, was je in der Welt geschah, durch sie ausführen läßt; sollen ja doch die ersten Menschen Germanen gewesen sein. Zu diesem Patriotismus wurde Lohenstein durch den Sieger im Teutoburger Walde entflammt, dessen Lob seit Hutten von den Humanisten in lateinischer, von Höck und Mojscherösch auch in deutscher Sprache verkündet wurde. Lohenstein machte den Helden seines Romans vollends zum Symbol der sich ihrer Kraft bewußt gewordenen nationalen Unabhängigkeit, und von da an ist Arminius in Epem (Schönaich, Wieland) und Dramen (Scudéry, J. G. Schlegel, Möser, Ayrenhoff, Klopstock, Heinrich Kleist usw.) gefeiert worden. Obgleich nun Arminius und Thuznelda, zwei unerreichbare Ideal-

Herrn Henrich Ansheim
von Ziegler und Kliphausen
Asiatische Banise,

Oder
blutiges doch muthiges
Begu/

In Historischer und mit dem Mante
einer Helden- und Liebes-Geschicht
bedeckten Wahrheit beruhende.

Diesem füger sich bey
eine

aus dem Italiänischen übersezte
Theatralische Handlung/

benennet:

Der tapffere Heraclius.



1733/
bey Thomas Fritsch. 1700.

Faksimile des Titels.

Nach dem Exemplar der Staatsbibliothek in Berlin.

gestalten, im Mittelpunkte unseres Romans stehen, so werden doch die Grundlinien der Haupthandlung oft vermischt durch die Fülle des darin aufgeschichteten gelehrten Stoffes. Außerdem machte die Anlage des Werkes die Entwicklung einer spannenden Handlung unmöglich; denn da es gleich mit dem Hauptereignisse, der „Deutschburger Schlacht“ beginnt, war eine Steigerung ausgeschlossen, denn auch durch die im zweiten Bande erzählten Kriege mit Tiberius und Germanicus konnte sie nicht bewirkt werden. Um aber doch den Roman weit aufzuspinnen und die zahllosen Episoden und das gelehrte Beiwerk einflechten zu können, hat der Verfasser beglaubigte Überlieferungen zu Ehren der Deutschen umgestaltet oder gefälscht. Es kam ihm ja hauptsächlich darauf an, die Schätze seines reichen Wissens, die er aus Sammelwerken oder einzelnen Schriftstellern sich angeeignet hatte, auf den Markt zu bringen. Die Motivierung und Verknüpfung der Episoden und sonstigen Einschübe mit der Haupthandlung macht dem Verfasser wenig Sorge; der Name einer Stadt, eines Landes, das Auftreten eines Gefangenen, eine Heirat sind ihm Anlaß genug zu gelehrten Abichweifungen, die, in Form von Gesprächen dargeboten, oft zu Monographien anschwellen und den Hauptbestandteil des alles Wissenswerte enthaltenden Werkes ausmachen. Da hören wir die Vorgeschichte der Germanen, deren Kriege mit den Römern, die Geschichte der Kaiser aus dem Hause Habsburg, von denen Leopold I. in Hermann Vorläufer und ein Ebenbild erhält, es fehlt nicht an Streifzügen in die Zeit der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges, und auch die Geschichte der Römer, Griechen, der orientalischen und nordischen Völker wird erzählt. So gewinnt der Roman den Charakter einer Staatsengeschichte, aber auch einer Erdkunde, denn er macht uns auch mit den verschiedenen Ländern, deren Bewohnern, Religion, Sitten, Gebräuchen, Handel und Gewerbe bekannt. Dazu berichtet er wie ein Reallexikon über die Staats-, Sacral- und Privataltertümer der alten Völker. Hochzeiten, wie namentlich die Hermanns mit Thuisnela, und Friedensfeste bieten Gelegenheit, durch Schilderungen von mythologischen Maskenfesten dem Geschmack der prachtliebenden und verschwenderischen Fürsten entgegenzukommen, und obendrein konnte das an politischen Grundfragen reiche Buch auch als Lehrbuch der politischen Weisheit dienen, denn Lohenstein suchte nach Art des Polybius und Tacitus für seine geschichtliche Darstellung einen pragmatischen oder reflektierenden Standpunkt zu gewinnen. Daher denn auch die vielen Reflexionen und Sittensprüche, von denen 1710 in dem Lohensteinius sententiosus eine Sammlung erschien. Neben aller Gelehrsamkeit kommt auch die Liebesgeschichte zur vollen Geltung. Doch geht Lohenstein hierin über seine Vorgänger hinaus, denn er begnügt sich nicht mit der Darstellung von äußeren Begebenheiten, der Trennung und dem Wiederfinden der Liebenden, sondern schildert deren seelische Zustände. Die zartesten Empfindungen, die reinste Liebe neben leidenschaftlichen Erregungen und grober Sinnlichkeit, die eheliche Treue und moralische Verworfenheit, alles wird in edelgedichteten und geschichtlichen Persönlichkeiten, oft mit viel Geschick, zur Darstellung gebracht. Daß es dabei nicht ohne die herkömmlichen Liebesabenteuer abgeht, gehörte zum Wesen des heroisch-galanten Romans, dessen verschiedene Richtungen Lohenstein vereinte. Auch dadurch kommt er dem Wunsche seiner Leser nach, daß er, offenbar unter dem Einflusse der rhetorischen Tragödie, gern mit sprachlichen Kunststücken prunkte. Es zeigt sich darin die „poetische und geistreiche“ Schreibart der jüngeren Schlesier, die ihn auf die Anklagebank brachte, obgleich sich in dem Roman neben zahlreichen üppigen Auswüchsen auch Abschnitte finden, die in schlichter historischer Prosa abgefaßt sind.



Titelkupfer aus Lohenstein „Arminius“. Leipzig 1731.

Lohensteins Stil galt etwa dreißig Jahre als Muster, sein Roman als eine Quelle, aus der man, wie es in den Acta eruditorum heißt, Kenntnis über alles und noch manches andere schöpfen konnte. Als aber Gebauer 1731 eine zweite Auflage veröffentlichte (Titelbild nebenan), mußte er in der Vorrede bereits verschiedene Angriffe abzuwehren suchen. Diese waren gegen den heroisch-galanten Roman überhaupt, und zwar zunächst vom moralisch-praktischen Standpunkte aus erhoben worden; so von dem Schweizer Prediger Gotthart Heidegger und den Protestanten strenger Richtung. Doch weder diese Gegenströmung noch Bodmers Satire vermochten dem Liebling der feineren Welt einen entscheidenden Schlag zu versetzen. Erst Gottscheds Kampf gegen die Verftiegenheit der jüngeren Schlesier, mit deren poetischen Bestrebungen die Entwicklung des heroisch-galanten Romans im Zusammenhange stand, raubte ihm sein Ansehen und gab dem Geschmacks allmählich eine andere Richtung (1733). Trotzdem

wirkte er noch lange nach und selbst Wieland hat sich von dessen Einfluß nicht völlig zu befreien gewußt. Wie unter allen Dichtungsarten der Roman überhaupt mit dem geselligen Leben am engsten in Fühlung tritt, so spiegelt auch der heroisch-galante am besten die literarischen Bedürfnisse der feineren Gesellschaft. Ihr gehörten seine Verfasser wie seine Leser an; diesen diente er zur Unterhaltung und Belehrung über alles Mögliche und es mochte für die Eingeweihten einen eigenen Reiz haben, ein Stück Zeitgeschichte, den Zusammenhang von Politik und Liebesabenteuern, in poetischer Hülle dargestellt zu sehen. Gerade dadurch schloß sich der historische Roman den anderen Gattungen der Kunstdichtung jener Zeit, zumal der Tragödie und Heroide an, ohne es jedoch zu einer entwicklungsfähigen und auf künstlerischer Höhe stehenden Prosaform zu bringen. Auch einen Vorläufer des historischen Romans der Gegenwart darf man in dem heroisch-galanten Roman nicht erblicken und Chr. Thomasius hat dessen literarhistorischen Wert richtig bestimmt, wenn er ihn wegen des Einflusses auf die Entwicklung der deutschen Sprache und die Verallgemeinerung der sonst nur in lateinischer Sprache vorgetragenen Wissenschaften empfiehlt.

An die Hauptvertreter des heroisch-galanten Romans, die sich nur auf wenige große Werke beschränkten, reihten sich viele Nachahmer, die um des lieben Brotes willen (*fami, non famae*) das Romanschreiben als Gewerbe trieben und eine geradezu unheimliche Fruchtbarkeit entwickelten. Kunstlos, oberflächlich und arm an Gedanken, wie es bei der Massenerzeugung nicht anders sein konnte, fanden deren Machwerke dennoch in den Kreisen der Gebildeten, die gern lesen, aber nicht denken wollten, eine willige Aufnahme und erlebten bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein neue Auflagen. An der Spitze dieser Vielschreiber steht der Hesse Eberhard Werner Happell (geb. 1648 zu Kirchhain), der in Hamburg, wo er als Schriftsteller 1690 starb, wohl dem Kreise Besens angehörte und durch ihn zur Abfassung seiner Romane angeregt wurde, deren er innerhalb etwa sieben Jahren zwanzig, fast alle vier bis fünf Bände stark, auf den Markt warf. Von ihnen strotzen einige („Der asiatische Onogambo“, „Der europäische Torooan“, „Der afrikanische Tarnolast“ usw.) von geographischer Gelehrsamkeit, wie er sie kritisch aus Büchern zusammengerafft hat, andere, sogenannte europäische Geschichtsromane, behandeln, anknüpfend an die Ereignisse eines verfloffenen Jahres, die Zeitgeschichte, während „Der Christlichen Potentaten Kriegsroman“ und der „Ungarische Kriegsroman“ den Kriegen von 1672 ab gewidmet sind. Alle diese Romane sind nach der Art der „asiatischen Banise“ verfaßt und auf die Entwicklung des politisch-galanten Romans ohne Einfluß geblieben. Kulturgeschichtliche Bedeutung aber hat Happells „Akademischer Roman“ (1690), der das Universitätsleben in einzelnen Typen schildert und durch die lose Aneinanderreihung von Abenteuern an den spanischen Schelmenroman, durch die lehrhafte Tendenz an Christian Weise erinnert.

Einzelne der heroisch-galanten Romane berühren sich durch die planlos gehäuften Abenteuer von zuweilen anstößiger Art mit dem realistisch volkstümlichen Roman, dem Schelmenroman, den das Mißverhältnis der Ausschweifungen des literarischen Zeitgeistes zu der harten Wirklichkeit des Tages in das Leben gerufen hat. Europa war in die Periode des bewaffneten Völkerfriedens eingetreten; vom Süden und Osten her war seine Kultur durch Türken und Barbaren bedroht. Nüchterne Staatskaiſon beherrschte im Leben jene, die in Büchern eine phantastische Welt sich bauten; nicht ehrliche Arbeit, sondern das Glück, die „Fortune“, der Zufall bestimmte in diesen unsicheren Zeiten das Schicksal aller Stände und Schichten der Bevölkerung, daher ihrer aller Lösungswort: „Politisch sein“, d. h. Karriere machen.

In Spanien, dem Heimatlande der Amadis- und Ritterromane, wo die Freude am Rittertum am längsten sich erhielt, war auch der erste entscheidende Angriff auf dessen erträumte Welt erfolgt. Miguel Cervantes de Saavedra (1547—1616) hat in seinem genialen satirischen Roman *Don Quixote de la Mancha* (1605) der Begeisterung für die Ritterromane zu steuern gesucht. Schon 1617 war eine Novelle, 1621 der erste Teil der „ritterlichen Taten des wundersehrlichen Abenteurers“ in deutscher Übersetzung erschienen, ohne jedoch, wie auch die bald folgenden (1683 die erste vollständige), eine Wirkung auf den deutschen Roman auszuüben.

Dieser knüpft vielmehr an die *Novella picaresca*, den Schelmenroman, der bereits um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts mit der höchst merkwürdigen *Vida de Lazarillo de Tormes* auftaucht, bald eine Fortsetzung und in Guzman de Alfarache des Mateo Aleman aus Sevilla (1599) und in *La pícara Justina* des Dominikaners Andres Perez aus León (1605) die ersten Nachahmungen erfährt, denen bald viele andere folgen. Alle diese pikaresken (Spitzbuben-) Romane sind durchweg Autobiographien und haben, im Gegensatz zu den phantastischen Ritterromanen in der Wirklichkeit wurzelnd, die mannigfachen Schicksale der abenteuerlichen Typen des Alltagslebens zum Inhalt, der armen herumstreichenden Wagnanten der niederen Volksschichten, die, in der Welt herumgeworfen, bald diesen, bald jenen Beruf ergreifen, durch Pfliffigkeit und Schlagfertigkeit, Streiche und Gaunereien sich den Lebensunterhalt und Freunde verschaffen und nach den abenteuerlichsten Wandlungen entweder auf der Galeere oder in einer bescheidenen bürger-

lichen Stellung enden. Es sind die schlauen und trotz ihrer verzweifelten Lage stets heiteren Bettelungen Murillos und noch Goethes Wilhelm Meister und Gucklows Lucia führen uns in diese Welt der Abenteuer, wie sie von den spanischen Dichtern mit den kräftigsten und sinnlichsten Farben in den Schelmenromanen gemalt worden sind. Bald hatte diese Wirklichkeitspoesie, die mit Land und Leuten uns so gründlich vertraut macht und das Glend wie die Schäden der verschiedenen Gesellschaftsklassen mit tiefer Kenntnis schildert, auch in Frankreich, Italien und England Beifall gefunden und Nachahmungen hervorgerufen, von denen die Romane des Franzosen Le Sage, insbesondere sein Gil Blas (1715), die größte Berühmtheit erlangten.

In Deutschland wurde der pikareske Roman durch Agidius Albertinus (S. 526) mit der Bearbeitung des „Landstörbers Guszman von Alfarache oder Picaro genannt“, eingeführt (1615). Zwei Jahre später folgte Nicolaus Uhlenharts Verdeutschung des „Lazarillo von Tormes“ und einer Gaunernovelle von Cervantes, an die sich der „wunderbarliche Wandel der Landstörberin Justina Picara“ und andere Schelmenromane schlossen. Alle diese mit moralischen Betrachtungen ausgestatteten Vorläufer und deren Urbilder übertraf Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen mit seinem „Simplicissimus“, in dem manche Ereignisse und Wendungen aus seinem eigenen Leben sich widerspiegeln. Aus dem bürgerlichen Geschlechte der Christoffel stammend, wurde er um 1625 zu oder bei Gelnhausen geboren und kam schon als zehnjähriger Knabe in das Feldlager. Vom Kriege hin- und hergeworfen, erwarb er sich allerlei Kenntnisse

Der Abenteuerliche
SIMPLICISSIMUS
Deutsch /

Das ist:

Die Beschreibung des Lebens eines
seltsamen Vaganten / genant Melchior
Sternfels von Fuchshaim / wo und welcher
gestalt Er nemlich in diese Welt kommen / was
er darinn gesehen / gelernet / erfahren und auß-
gestanden / auch warumb er solche wieder
freywillig quittirt.

Überaus lustig / und männiglich
nuzlich zu lesen.

An Tag geben

Von

GERMAN SCHLEIFHEIM
von Sulstort.



Monpeltgart /

Gedruckt bey Johann Fillion /
Im Jahr M DC LXIX.

und Erfahrungen, die er nach dem Friedensschlusse durch Studien und Reisen in das Ausland noch vermehrte. Wann er in den Adelstand erhoben wurde und ob der Name „Grimmelshausen“ erst aus jener Zeit stammt, wo er den offenen Helm und ein Wappen erhielt, ist nicht überliefert; gewiß ist, daß er 1646, da er als Musketier in Offenburg stand, bereits zum Katholizismus übergetreten war. Eine christlich-sittliche Gesinnung weht durch alle seine Werke und offenbart sich am lebhaftesten in der großen Sehnsucht nach allgemeiner Vereinigung der Nachfolger Christi. Er scheint zweimal verheiratet gewesen zu sein und war, wie die von ihm verfaßte Renchener Mühlenordnung beweist, bereits 1667 als Schultheiß zu Renchen im Dienste des Bischofs von Straßburg. Diese Stellung, in der er 1676 starb, muß ihm zu seinen literarischen Unternehmungen viel Muße gelassen haben, denn mögen auch manche seiner Schriften schon früher erschienen oder entworfen worden sein, so kamen die meisten erst während seiner Amtstätigkeit in Renchen an die Öffentlichkeit. Dessen Totenbuch nennt ihn einen Mann von großem Geist und Gelehrsamkeit und tatsächlich sind seine Werke mit mannigfachen Kenntnissen in alten und neuen Sprachen, in der Rechtswissenschaft, namentlich aber in der Theologie, Mathematik und Astronomie ausgestattet. Doch war er kein zünftiger Gelehrter, denn sein Wissen ist nicht methodisch geordnet und,

da ihm eine regelmäßige Jugendbildung ver sagt war, auf autodidaktischem Wege unter dem Einflusse zufälliger Umstände, großer Selbständigkeit des Urteils und der Denkart und mit Hilfe einer überaus glänzenden natürlichen Begabung erworben worden. Wie bei allen tüchtigen Autodidakten ist seine Belesenheit sehr umfangreich; er zeigt sich bewandert in der älteren und neueren deutschen Dichtung und Sage, in dem Heldenbuch, den Volksbüchern, den Meisterfingern, besonders in Hans Sachs, Fischart, Schupp, Moscherosch, Logau, Zinkgreif, in der Literatur der Schwänke und Novellen, selbst Italiens und Frankreichs. Was ihm an gelehrter Schulbildung abging, ersetzte seine reiche Lebenserfahrung, und gerade seiner aus dem Leben schöpfenden und auf das Leben gerichteten Darstellungskunst verdankt er seinen Ruhm und sein Fortleben.

Als Schriftsteller trat Christoffel zunächst mit der etwas krausen, aus dem französischen übersehten Geschichte vom „fliegenden Wandersmann nach dem Mond“ (1659) auf, der er unter dem Einflusse von Moscherosch die „Traumgesichte von Dir und Mir“ und zwei modische Kunstromane folgen ließ. Erst mit dem Abenteuerlichen *Simplicius Simplicissimus* (1669) hat er das seiner Eigenart weitaus besser zusagende Gebiet der Wirklichkeitsdichtung betreten und damit dem deutschen Roman neue Bahnen gewiesen. Der Held dieses Ich-Romans, „ein einfältiger, wunderlicher und seltsamer Vagant“, entpuppt sich als „Melchior Sternfels von Fuchshaim“, unter welchem Namen der Verfasser seinen eigenen verbirgt. Auch als Herausgeber hat Christoffel sich nicht offen genannt, sondern nach damaliger Sitte durch Buchstabenverfälschung aus seinem Namen einen „German Schleisheim von Sulksfort“ gemacht (Titelbild S. 548). Die Anregung zu dem „*Simplicissimus*“ verdankt Christoffel den bereits erwähnten pikaresken spanischen Romanen, dann ganz besonders dem ihnen verwandten französischen Buche „*Francion*“ von Charles Sorel, das, obzwar in anderen Gesellschaftskreisen und in friedlichen Zeiten spielend, dennoch als der eigentliche Vorläufer des „*Simplicissimus*“ angesehen werden kann. Dem „*Francion*“ hat Christoffel auch sachliche Elemente entnommen; andere lieferten ihm die vorhandene volkstümliche Unterhaltungsliteratur, die satirischen Schriften und für die belehrenden Abschnitte die in großer Zahl verbreiteten populär-belehrenden und belustigenden Sammelwerke. Doch was immer er den Büchern entnahm, wußte er mit dem Selbstgeschauten geschickt zu verbinden und dessen Charakter tragen auch des Dichters Erfindungen.

Christoffel besaß aber nicht bloß die Gabe, alles, was ihm im Leben begegnete, bis in das einzelnste scharf zu beobachten, sondern nicht minder den umfassenden und sicheren Blick, von einzelnen Wahrnehmungen zu allgemeinen Begriffen und Gedanken über das menschliche Leben in seinen mannigfachen Formen sich zu erheben. So hat er in seinem Hauptroman mit dem wohlgetroffenen Kulturbild seiner Zeit, wie Cervantes in seinem Meisterwerke, zugleich auch ein allgemein gültiges Lebensbild von bleibendem Werte entworfen. Wie Parzival tritt der Knabe *Simplicissimus* in die Welt ein, die ihn als Torer verspottet, bald aber in ihre verderblichen Schlingen verstrickt; mit Gott zerfallen und der Sünde dienend, stürzt er sich in den Strudel des Weltlebens, ohne die ersehnte Zufriedenheit zu finden; erst als sein Hochmut dem göttlichen Willen sich unterordnet, wird ihm das höchste Gut, die Ruhe des Gemütes, zuteil, die er in der Bewunderung der Werke des Schöpfers findet. Durch diesen Läuterungsgang, den Grimmelshausen seinen abenteuerlichen Helden machen läßt, erhebt sich die Lebensbeschreibung über die Schelmenromane in eine ideale Höhe, ohne sich in die phantastische Welt des Ritterromans zu verirren. Die Wirkung des Romans und der ihm verwandten Schriften wird verstärkt durch die humoristische Weltanschauung, auf der sie wie Shakespeares „*Weise Narren*“ und der „*Don Quixote*“ beruhen. Es ist ein kräftiger, oft derber Humor, der sich nicht scheut, alle Verhältnisse aufzudecken und ungeschminkt die Dinge bei ihrem wahren Namen zu nennen, aber überall einen wohlthuenden Eindruck macht, einmal wegen seiner Ungezwungenheit, dann auch, weil er aus der inneren Ruhe des Gemütes und dem sicheren Urteil eines gereiften Mannes hervorgeht und uns überzeugt, daß wir es mit einem Beobachter zu tun haben, der die Dinge dieser Welt mit sittlichem Ernste beurteilt und, deren Rehrseite zeigend, zwar spottet und lacht, dabei aber in seinem Herzen von Wehmut erfüllt ist.

Passend hat daher Grimmelshausen auf den Titel der letzten von ihm besorgten Ausgabe des „Simplicissimus“ die Verse gesetzt: „Es hat mir so wollen behagen, Mit Lachen die Wahrheit zu sagen.“ Sein Held, ein Soldat aus dem Dreißigjährigen Kriege, der seine Geschichte erzählt, verbringt seine Jugend ohne jede Erziehung in einem Dorfe, wo seine Mutter ihn auf der Flucht geboren hat und bald darauf gestorben ist. Von Bauersleuten aus dem Speßart in Pflege genommen, muß er die Schafe vor den Wölfen hüten. Diese vermeint er in einem Trupp feindlicher Kürassiere zu erblicken, da er Kopf und Mann „Knän (Vater) und „Meüder“ (Mutter), die unter dem räuberischen Überfall schrecklich leiden, und kommt nach langem Herumirren zu einem Einsiedler, der den erschreckten Knaben mit dem Liede „Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall“ besänftigt, dem Namenlosen den Namen „Simplicius“ gibt und Unterricht im Christentum erteilt. Durch des väterlichen Freundes Tod auf das schmerzlichste getroffen, will der Verwaiste nach Art des Verstorbenen ein gottgeweihtes Leben führen, aber feindliche Soldaten, die ihn gefangen nehmen, geben seinem Leben eine andere Richtung. Er wird zu dem schwedischen Oberst Namlan, dem Kommandanten der Festung Hanau, gebracht, der sich als Schwager des Einsiedlers herausstellt und den Knaben, da er wegen seiner Tölpelhaftigkeit zu einem Kagen nicht taugt, zu seinem Narren ausbilden lassen will. Mit dem Familiennamen „Simplicissimus“ bezeichnet und bereits in die Schlechtigkeiten des Abenteuer- und Soldatenlebens eingeweiht, benützt er seine Stellung als Spätmacher, um allen, selbst den Höchstgestellten und namentlich den Frauen des Hofes, derb und rücksichtslos so manche Wahrheit zu sagen. Da wird er von Kroaten geraubt; er entkommt und will Einsiedler werden. Doch die Hexen auf dem Bloßberg ziehen ihn in ihren Bann, und wieder in das Kriegsleben hineingeworfen, beschließt er, nachdem er an dem „Herzbruder“ einen Freund gewonnen hat, Soldat bei den Kaiserlichen zu werden.

Damit sind seine Lehrjahre zu Ende, die Wanderjahre beginnen. Der Jüngling, noch ziemlich reinen Geistes, tritt in die Welt ein und deren finstere Mächte, die den Narren vergeblich zu beherrschen versucht haben, reifen ihn nun in den Strudel der Lüste und des Verbrechens. Das unglückliche und wilde Treiben des „deutschen“ Krieges rauscht an dem Leser vorüber und das unsägliche Elend, das er über Land und Leute brachte, wird in farbenhaften Bildern dargestellt. Simplicissimus zieht dem Glücke nach und es ist ihm eine Zeitlang hold. Bald hat er als der „grüne Jäger“ sich durch tolle Streiche in der Gegend von Soest in Westfalen einen großen Namen gemacht, er gelangt zu Reichtum, Schönheit und Jugend verchaffen ihm die Gunst der Frauen. Alles, was er sich wünschen kann, hat er erreicht. Doch trügerisch ist der Lohn der Welt, das Unglück bricht über Simplicissimus herein. Er wird von den Schweden gefangen, muß eine ihm verhaßte Ehe eingehen und flieht, um seine Freiheit zu erlangen, mit Abenteurern nach Paris, wo er als Schauspieler auftritt und in eine Reihe galanter Abenteuer verstrickt wird. Teils bettelnd, teils als Quacksalber sein Leben fristend, und noch dazu an Blattern, die dem beau Aleman seine Schönheit raubend erkrankt, kehrt er nach Deutschland zurück, wo er im Verein mit dem Schurken Olivier das Räuberhandwerk betreibt. Nur vorübergehend vermag das Zusammentreffen mit seinem „Herzbruder“, den er in großem Elend trifft und auf einer Wallfahrt nach Einsiedeln begleitet, religiöse Gefühle in ihm zu wecken und ihn dem bürgerlichen Leben zuzuführen. Dem zum zweitenmal unglücklich verheiratet, entflieht er wieder und kommt nach wild durchbrachten Jahren einer langen Pilgersfahrt in das Dorf, das die Stätte seiner Kindheit gewesen ist und ihm die träumerisch glückseligen Jugendtage zurückeruft. In dieser Stimmung bringt ihm die Mitteilung seiner Pflegeeltern, daß der Einsiedler sein Vater gewesen sei und die Einsamkeit zur Sühne für seine Sünden aufgesucht habe, zu dem Entschlusse, dessen Beispiel nachzuahmen. Er kommt aber nicht zur Ausführung. Erst als ihm durch den Verkehr mit den Elementargeistern im Mummelsee der Wert seiner unsterblichen Seele zum Bewußtsein gebracht wird und die Länder des Westens und Ostens, die er wie im Fluge besucht, mit allen ihren Reizen sein Verlangen nach innerer Ruhe nicht zu stillen vermögen, nimmt er mit einer langen Anklage gegen die verführerische Welt von ihr feierlich Abschied, um sich als Einsiedler Gott allein zu weihen.

So endet die erste Fassung des Romans. Nicht zu dessen Vorteil hat ihn Grimmelshausen, um den von unberufener Seite verfaßten Fortsetzungen und Nachdrucken entgegenzutreten, mit einem sechsten Buche vermehrt (1669). Simplicissimus meint, mit der Flucht vor der Sünde nicht genug zu tun, sondern will seine Jugend im Kampfe mit der Welt erproben und gedenkt, durch Italien nach dem heiligen Lande zu ziehen. Das Schiff aber, das ihn dorthin bringen soll, scheitert und nur mit Mühe rettet er sich auf eine unbewohnte Insel. Nachdem er den Teufel, der sich ihm in Gestalt eines Weibes naht, mit dem Kreuzzeichen in die Flucht geschlagen hat, ist er gegen die Lockungen der Welt gefeit. Die Insel wird ihm zur zweiten Heimat, die er nicht mehr verlassen will. Mit dieser Robinsonade, der ersten in der deutschen Literatur, endet das sechste Buch, dem noch drei „Kontinuationen“ und eine „Zugab“ folgen.

Aus den vielen Auflagen und Nachahmungen, die der „Simplicissimus“ erfuhr, können wir schließen, daß er von der Zeit seines Erscheinens an 40 Jahre lang das beliebteste Buch war und nur durch den Geist der Aufklärung eine Zeitlang zurückgedrängt wurde. Doch lebten manche typische Züge für das Gauner- und Räuberwesen seit Grimmelshausen in den Räuber- und Diebesromanen bis auf Schillers Räuber fort, und selbst deren Romantik und Humor weisen noch deutlich auf die simplicianischen Schriften zurück. Zur Verbreitung des Simplicissimus im besonderen trugen nicht wenig die mit unvergleichlichem Humor entworfenen Genrebilder aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges bei. Denn während Grimmelshausen die großen politischen und militärischen Ereignisse nur mit ein paar Strichen andeutet, stellt er den Leser mitten hinein

in das Treiben der mittleren und niederen Schichten der Gesellschaft und führt uns die Soldaten, Gelehrten, Bauern, Bürger, das fahrende Gesindel, die Bettler, Landstörzer, Wallbrüder und Zigeuner in ihrer Beziehung zu den Ereignissen und Zuständen vor Augen. Und er tut dies nicht im allgemeinen, sondern in lebensvollen Bildern; denn indem er seine reichen Erfahrungen auf einzelne Personen überträgt, erhalten diese Fleisch und Blut und werden zu Individuen und Typen ihres Standes und Berufes.

Wenn der Roman Christoffels trotz aller Vorzüge ohne Einfluß auf den Entwicklungsgang der deutschen Literatur blieb, so erklärt sich dies daraus, daß deren Pflege fast ausschließlich in den Händen der Gelehrten lag, die, der volkstümlichen Denk- und Redeweise entfremdet, in dem *Simplicissimus* nur eine Verirrung des Geschmacks erblickten. Mit derselben Geringschätzung sahen die Tongeber in literarischen Dingen auch auf jene Romane Grimmelshausens, die äußerlich zwar an den *Simplicissimus* sich anschließen, aber durchaus selbständig sind und uns mit anderen Seiten des damaligen Lebens sowie mit anderen Arten von Abenteurern bekannt machen.

So führt er uns in der Wunderfeltzamen Lebensbeschreibung der Ergbetrügerin und Landstörzerin Courasche (1670), entsprechend der spanischen *Picara*, eine weibliche Abenteurerin vor, die, als unerfahrenes Mädchen in den Strudel des Dreißigjährigen Krieges hineingerissen, darin fortreibt, zuletzt einer Zigeunerbande sich anschließt und als deren Königin auf dem Scheiterhaufen endet. Der Verfasser nennt diese Erzählung auch „Trutz-Simpler“ und in der Tat ist sie nach ihrer Gliederung und nach ihrem Ideengehalt ein Gegenstück zum „*Simplicius*“, der Entwicklungsgang eines Weibes, der nicht in die Höhe, sondern in die Tiefe führt. Die „*Courasche*“ kreuzt den Lebensweg des *Simplicissimus* und seines Kameraden, des seltsamen Springinsfeld, und so bietet Grimmelshausen auch dessen Lebensbeschreibung (1670). Einmal ein „wohlverfuchter tapferer Soldat“, erscheint er im Roman als „ausgemergelter, abgelebter, doch dabei recht verschlagener Landstörzer und Bettler“, in allem das Bild eines Soldaten aus der Menge, dem das ideale Streben des *Simplicissimus* fehlt. Springinsfeld heiratet eine Leierin; diese findet ein unsichtbar machendes Vogelnest, ein Motiv, das Grimmelshausen in dem wunderbaren Vogelnest (1672) zu einer Reihe von Novellen aus dem bürgerlichen Leben benutzt, die durch den Rahmen jenes Zaubernittels zusammengeschlossen werden. Wie in Luis Velez de Guevaras (gest. 1646) Novelle vom „*Hinkenden Teufel*“ dieser einen Studenten durch die Luft trägt und ihm durch Abdeckung der Dächer der Häuser von Madrid schauen läßt, was sich darunter verbirgt, so werden die Besitzer des Vogelnestes mit dessen Hilfe zu Zeugen vieler Familiengeheimnisse. Doch bringt es ihnen kein Glück, sondern stürzt sie in Sünde und Schande; daher werfen sie es von sich und tun Buße.

Außer diesen Romanen verfaßte Grimmelshausen noch mehrere kleine Schriften, die zum großen Teile auch als simplizianische bezeichnet werden müssen, da sie sich auf Personen oder Ereignisse in den genannten größeren Erzählungen beziehen. Von diesen ist der Ewigwährende Kalender (1670), eine in leicht faßlicher Weise unterrichtende und unterhaltende Schrift, die neben Wirtschaftsregeln, Hausmitteln, Wetterbeobachtungen und dgl. auch allerlei aus der Geschichte, namentlich der Kirche und des großen Krieges, und eine Reihe kleiner Anekdoten bietet, die sich zum Teil auf den *Simplicissimus* beziehen; in einem Briefe-



Ich wurde durchs Feuer wie Phoenix geborn.
 Ich flog durch die Luft; würd doch nit verhorn.
 Ich wandert durchs Wasser, Ich raubt über Landt,
 in solchem Umschwermen mach ich mir behandt,
 was mich oft betruebet und selten eracht,
 was war das? Ich hab in diß Buche geseht,
 damit sich der Leser gleich, wie ich nit thue,
 entfernt der Thorheit und lebe in Ruh.

Titelbild aus dem „*Simplicissimus*“ von 1669.

belehrt dieser seinen Sohn über das Galgenmännlein (1674); voll Humor und echtem Volkswitz erzählt Grimmelshausen das Märchen vom ersten Bernhäuter, einem Landsknecht, der mit dem Teufel einen Vertrag geschlossen hat, sich jeder Reinlichkeit zu enthalten, und dafür alle Güter der Erde erhalten soll; alte Bekannte aus dem *Simplicissimus* nebst anderen Personen treffen wir im Ratstübel Plutonis (1672), wo sie sich in einer Sitzung über die Mittel, reich zu werden und den Reichtum wieder loszubringen, beraten. Einige Märchen und Schwänke, die Grimmelshausen in seinen Schriften dem Volksmunde nach-erzählt, lehren bei Grimm und den Romantikern wieder.

Simplicissimus berichtet einmal von einem Abenteuer mit einem Narren, der sich für Jupiter ausgibt, von der religiösen Einigung Deutschlands träumt und sagt, daß dieses einer besseren Zukunft nur dann entgegengehen würde, wenn sich die Stände zu republikanischen Gemeinwesen verbänden und der Tyrannei der Fürsten ein Ende machten. Wie hier offenbart sich des Dichters vaterländische Gesinnung auch in der *Ratio Status* (1670), einer Schrift, in der er die Staatsraison als eine bedenkliche Theorie hinstellt, ferner in dem stolzen Melcher (1672), dessen trauriges Schicksal die jungen Leute warnen soll, die aus Ehrgeiz, Abenteuerlust oder Arbeitscheu sich verleiten lassen, in französische Kriegsdienste zu treten, und ganz besonders in dem Deutschen Michel (1673), der gegen die Mißstände im mündlichen und schriftlichen Gebrauche unserer Sprache sich richtet und die Verwelschung wie den Purismus verurteilt.

Leider fand Grimmelshausen keinen ebenbürtigen Nachfolger; denn mochte auch Christian Weise gleich ihm den Schwulst und die Phantastik des heroisch-galanten Romans bekämpfen und die Stoffe zu seinen Romanen der Wirklichkeit entnehmen, so fehlte ihm doch die Genialität poetischer Gestaltungskraft und der lebendige dichterische Sinn, der den simplizianischen Schriften ihren bleibenden Wert verleiht. Weise war Gelehrter und berühmter Pädagog und von dem erziehlichen Standpunkte aus muß seine umfangreiche dichterische Tätigkeit beurteilt werden, wenn man sich den darin herrschenden Widerstreit zwischen seinem nicht unbedeutenden und allenthalben hervorbrechenden poetischen Talente und seinen vielen Mißgriffen erklären will. Übrigens strebte er auch gar nicht nach dem Ruhme eines Poeten, und so erklärt es sich, daß er, ganz erfüllt von der Aufgabe seines Lehramtes, in seinen Romanen die Fabel nur als ein Mittel anwendet, „um der kitzlichen und neugierigen Welt auf eine solche Manier die Tugend beizubringen“. Ja, in der Vorrede zu den „drei Erznarren“ entschuldigt er sich sogar wegen des „narrischen Tituls“, damit man nicht etwa glaube, „es sey ein neuer *Simplicissimus* oder sonst ein lederner Saal-bader wieder aufgestanden“. Dieser Hieb, gegen Grimmelshausen, seinen Nebenbuhler, um die Gunst des Volkes geführt, wurde von diesem in gutmütigem Scherze pariert, indem er im „Deutschen Michel“ rühmend hervorhebt, daß seine nahe „Baas Katharin“ (d. i. Catharina civilis) die Nachahmer ausländischer Sitten in den drei Erznarren „mit lebendigen Farben geistreich genug abgemahlet habe.“ Beide Männer, jeder der Führer eines Schwarms von Nachahmern, waren sich der Verwandtschaft ihres Strebens nach sittlicher Hebung des Volkes bewußt, und doch, wie verschieden suchten sie ihre Aufgabe zu lösen!

Grimmelshausen zeichnet die Erscheinungen des ihn umwogenden Lebens, wie er sie als Poet geschaut, und läßt sie auf den Leser wirken; Weise hingegen bedient sich der poetischen Hülle nur, um „die klugen Lebensregeln“ „unvermerkt“ zur Erwägung zu bringen und so zur Staats- und Weltklugheit (Politik) zu erziehen. Natürliche Anlage und Erziehung haben Weise zum Pädagogen und Gelehrten gemacht und wir wissen aus gleichzeitigen Berichten und aus seinen zahlreichen Lehrbüchern, Dissertationen, Reden, Gelegenheitschriften usw., eine wie fruchtbare und umfassende Wirksamkeit er auf dem Gebiete des Schulwesens entfaltete. Seine bewundernswerte Lehrtätigkeit im engeren Sinne hat die Geschichte der Pädagogik vollauf gewürdigt; hier soll nur erwähnt werden, daß es dem Manne zum hohen Ruhme gereicht, in einer Zeit, wo das Lateinische in den Schulen noch die Herrschaft inne hatte, die Böglinge zu gründlicher Kenntnis und allseitiger Beherrschung der Muttersprache angeleitet zu haben. Wie diesem Zwecke auch seine dramatische Tätigkeit diene, werden wir in anderem Zusammenhange erfahren. (Abb. S. 553.)

Weises Reigung und Fähigkeit, andere zu unterrichten, zeigte sich schon während seines Besuches des Gymnasiums in Zittau, wo er als Sohn des Gymnasiallehrers Elias Weise 1642 geboren worden war. Mit siebzehn Jahren bezog er die Universität Leipzig, um sich dem Studium der Theologie, Philosophie und Geschichte, dann auch anderer Wissenschaften zu widmen. In diese Zeit fallen seine ersten Gedichte, von denen er später viele in seine Sammlung Über-

flüssige Gedanken der grünenden Jugend (Leipzig 1668) aufgenommen hat. In leichten und flüssigen Reimen, fest und lebendig geschrieben, bilden sie eine Fortsetzung der Lieder des Leipziger Kreises (S. 495) und schlagen wie diese freilich oft genug auch triviale, derbe und rohe Töne an. An seinen Jugendgedichten konnte Weise keinen Gefallen mehr haben, als er 1670 die Professur der Politik, Eloquenz und Poesie am Gymnasium zu Weißenfels übernahm und nun auch die Dichtung in den Dienst der Erziehung stellte. Wie eine Art Widerruf setzte er daher den „übersflüssigen“ die Notwendigen Gedanken (1675) gegenüber, denen er als Rektor des Gymnasiums seiner Vaterstadt Zittau, wo er von 1678 bis zu seinem Tode (1708) wirkte, in den Reisen Gedanken (1682) eine dritte Sammlung folgen ließ. Entsprechend seiner Anschauung vom Wesen und von der Aufgabe der Poesie, tragen die letzten zwei Sammlungen wie auch die geistlichen Lieder, Epigramme und Sprüche fast durchweg eine moralisch-belehrende Färbung oder sind Gelegenheitsgedichte gewöhnlichen Schlages und dann auch nicht frei von dem Wortschwall und Bombast der Hofpoesie, die er doch sonst durch das Streben nach dem „Mittelmaaß“, „der gallanten Mediocrität“ und dem „populären Stylus“ erfolgreich bekämpfte.

Für Weises erziehlische Bestrebungen war die Prosa die angemessene Form und zu deren kunstmäßiger Behandlung hat er in verschiedenen Schriften Anleitung gegeben; allein seine ganze Kraft entfaltete er erst in der volksmäßigen Behandlung der Prosa, wozu ihm Erzählung und Drama Gelegenheit boten. Zunächst trat er, und zwar während seiner Lehrtätigkeit in Weißenfels, zu lebendiger Veranschaulichung seiner Weltregeln mit Romanen hervor, wie dies der Schöpfer dieser politischen Literatur, der Spanier Gracian, in seinem allegorischen Weltgemälde *Criticón* (1651) zuerst versucht hatte. Unter dem Einflusse Moscheroschs und Grimmelshausens stehend, bringen sie eine Reihe durch den Faden der Haupterzählung nur dürftig zusammengehaltener Erzählungen aus dem zeitgenössischen Leben mit satirisch-kritischen Ausfällen, Belehrungen und Betrachtungen, die an symbolische Figuren und Allegorien angeknüpft werden.

So veröffentlichte er 1671 unter dem Namen Siegismund Gleichviel *Die drei Hauptverderber in Deutschland*, eine Schrift, die durch ihre Einkleidung an Philanders „*Gefichte*“, durch den Inhalt auch an Grimmelshausens „*Verkehrte Welt*“ erinnert. Der Erzähler wird im Traume in die Unterwelt, und zwar an den Hof des Wendenkönigs Mistevoi, eines unverföhnlichen Gegners der Deutschen, geführt, der eben die Berichte der drei Hauptverderber entgegennimmt, die er ausgesandt hat, um in Deutschland Unheil zu stiften. Theologisches Gezänk und Glaubenslosigkeit, Machiavellistische Grundsätze bei den Hohen und Niedern, Mordelucht und in deren Folge Armut werden als die Früchte ihrer Wirksamkeit gemeldet. Deren Schilderung bildete den Mittelpunkt des kleinen Wertes, das durch Lebhaftigkeit der Erzählung, anschauliche Charakteristik, Wis und Humor glücklich *Die drei ärgsten Erz-Narren in der ganzen Welt* (1672), Weises besten Roman, vorbereitet. Florindo, ein Edelmann, soll nach einer testamentarischen Bestimmung in der Schloßgalerie die Bilder der drei größten Toren anbringen lassen. Nach diesem noch von Tied nachgeahnten und in Arnims „*Wintergarten*“ (1809) aufgenommenen Eingang machen sich Florindo, sein Hofmeister Gelanor, der Verwalter Curylus und ein Maler auf die Suche nach den Erz-narren. Statt der erwarteten Erzählung folgt nun eine Reihe von Bildern menschlicher Torheit, sämtlich dem häuslichen und privaten Leben entnommen, die dem Verfasser aus verschiedenen Quellen zugeflossen sind und Anlaß zu verschiedenen Betrachtungen bieten. Alamodenarren, studentische Säufer, Kavaliers,



Christian Weise.

Stich von J. C. Böttlin.

Pantoffelhelden, Büchernarren werden vorgeführt, die Mischsprache und Jesens Purismus getadelt, lateinische Thesen wegen ihres unverständlichen Inhaltes verspottet, schwülstige Komplimente, Briefe, Madrigale gegeißelt. Überall bleibt Weise in den Niederungen, moralisierend und belehrend, ohne auch nur zu versuchen, einen höheren Flug zu nehmen, wie es Grimmelshausen im *Simplicissimus* tut, zu dessen Kriegsbildern Weises Roman ein friedlich-bürgerliches Gegenstück darstellt. Die drei Erznarren werden nicht gefunden. Ein Collegium Prudentium gibt auf Ersuchen ein Gutachten ab, worin drei abstrakte Typen von Narrheit aufgestellt werden. Über diesen Bescheid erfreut, eilen die Reisenden nach Hause und lassen danach die Bilder malen.

Der Roman, ausgezeichnet durch seine Beobachtung des menschlichen Lebens, überlegenen Humor und treffliche Personalbeschreibungen, dazu überall für das Verständnis in den weitesten Kreisen berechnet, fand ungeheuren Beifall und übte als Volksbuch in immer neuen Auflagen eine unverwundliche Wirkung aus. Durch diesen Erfolg angeregt, schrieb Weise als Fortsetzung dazu *Die drei klügsten Leute der Welt* und gab sie 1673 wie die „Erznarren“ unter dem Namen *Catharina civilis* heraus. Nach der bekannten Episode *Aristos* machen sich Florindo und sein Freund Pythias, da sie sich von ihren Weibern betrogen wähnen, auf die Reise, um ihren Schmerz zu vergessen und die klügsten Leute zu suchen. Die Weiber aber reisen ihren Männern verkleidet nach und überzeugen sie von ihrer Treue. Die drei Klügsten werden nicht gefunden; ein Gutachten über die dreifache Klugheit beschließt den an belehrenden Einschüben überreichen Roman. Da werden Briefe gefunden und vorgelesen, Lustspielszenen und Lieder eingeschaltet, Reden und Dialoge gehalten, ja selbst eine Überetzung von Epiktets *Enchiridion* findet als „Bude der Klugheit“ Aufnahme. Ganz tritt die Erzählung zurück in Weises letztem Roman *Der politische Näscher* (1676). Unter „Politik“ versteht Weise nach der damaligen und schon 1608 sich findenden Auffassung „eine Klugheit, das gemeine Wesen wohl zu konservieren“ und sich durch weltläufige Haltung ein gutes Fortkommen zu sichern. Die Hauptbedingung dafür ist die rechte Beredsamkeit, wie Weise im *Politischen Redner* (1677) und sonst darlegt. Wer sich aus Fürwitz, „um ein Glück, um eine Lust oder um einen Vorteil bekümmert, der ihm nicht zukommt, und er darüber sich oft in seiner Hoffnung betrogen findet“, ist ein „politischer Näscher“. Vor solchem Vorwitz wird *Crescentio* gewarnt, als er sich mit seinem Hofmeister Philander auf die Reise begibt, um durch eigene Erfahrung und Belehrung zur Weltklugheit herangebildet zu werden. Eine Reihe von Bildern aus dem bürgerlichen und bäuerlichen Leben, die zeigen, wie dem Streben nach ungehörlichen Ehren und unerreichbaren Zielen nur Spott und Hohn folgen, macht den Inhalt des Buches aus.

Dem „politischen Näscher“ ließ Weise einen „kurzen Bericht“ folgen, teils um eine Anweisung zu geben, „wie dergleichen Bücher sollen gelesen“ werden, teils um seinen Nachdruckern und geistlosen Nachahmern entgegenzutreten. Und deren gab es zu seinem Verdruße sehr viele; insbesondere rief „der politische Näscher“ eine ganze Flut von „politischen“ Schriften hervor, fast durchweg Abklatsche Weisescher Kunst mit einer unglaublich nüchternen, die Aufklärungszeit vorbereitenden Weltanschauung, ohne idealen Gehalt und echten Humor. Daher sind denn auch alle die politischen Maulaffen, Halb- und Stockfische, Glücksschmiede, Bratenwender, Feuermäuerlehrer, Hofmädchen, Bürstenbindergefellen und ähnlichen Nachwerke, wie sie besonders von Johann Riemer (1658—1714), Weises Amtsnachfolger in Weisensfels, fabriziert wurden, ohne Einfluß auf die Entwicklung des Romans geblieben. Erst als Thomajus den Begriff „Politisch“ vertiefte und Gellert das neue Ideal des „Politik“ für einen lebensgewandten Mann ausbreitete, trat die „politische Literatur“ zurück; doch nicht, ohne in das Leben des deutschen Volkes eingegriffen zu haben. Denn trotz ihrer Dürftigkeit und Gehaltlosigkeit bekunden die „politischen“ Romane die erfreuliche Tatsache, daß man nach der Verwilderung des großen Krieges auf neue Grundlagen des sittlichen Denkens und Verhaltens zu sinnen begann. Damit war den „moralischen Wochen-schriften“, die in England als Reaktion gegen die Verftiegenheit und Schlußfrigkeit der Abenteuer- und Sittenromane entstanden waren und zur Schöpfung des Familienromans geführt hatten, der Weg nach Deutschland gebahnt und seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart entdeckte auch der deutsche Roman in der Familie eine reiche Quelle neuer Motive und Konflikte.

Ehe jedoch des Engländer Richardsons und seiner Nachfolger Familienromane ihre Wirkung auf das literarische Schaffen in Deutschland ausübten, erfuhr dieses noch eine andere, die zwar auch von England ausging, durch die *Simpliziaden* aber vorbereitet war. Diese hatten, äußerlich an Grimmelshausens Schriften sich schließend, eine phantastisch-abenteuerliche Richtung eingeschlagen und waren in aufschneiderische und lügenhafte Reisebeschreibungen ausgeartet. Der *Reiseroman* aber lag im Zuge der Zeit. Der unstete Sinn trieb die durch soziale und politische Verhältnisse erregten Gemüter nach kühnen Wagnissen hinaus in die Fremde, die immer neuen Ansiedlungen

in Amerika, die großartigen Entdeckungen und Erwerbungen auf den Inseln der Südsee hatten die Einbildungskraft der Menschen erhitzt, die Lese- und Hörerlust der Dabeimgebliebenen berauschte sich gierig an den Erzählungen der Heimkehrenden. In allen Ländern Europas gab es eine Flut von Büchern, die von Reisen nach anderen Erdteilen und der Erforschung unbekannter Räume, z. B. des Mondes, berichten und durch die Schilderung der seltsamsten Abenteuer die alten Fabeleien, wie wir sie aus dem Herzog Ernst und dem Zinkeritter kennen, fortsetzen. Mußte ja doch selbst der Simplificissimus eine Seefahrt nach dem Mummelsee machen und, nachdem er sich bereits in die Einsiedelei zurückgezogen hatte, noch einmal auf die Fahrt durch die Welt sich begeben. Diese lügenhaften Erzählungen forderten den Spott der nüchtern Denkenden heraus, und so entstand der kleine Roman Schelmuffskys wahrhaftige, curiose und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und Lande, der 1696 zu Gotha erschien und Christian Neuter (geboren 1665 zu Rütten bei Zörbig) zum Verfasser hat. Die Grundlagen dafür sind dieselben wie in den Lustspielen, mit denen der Dichter die bürgerliche Familie Müller anfangs aus Rache, später aus Gefallen an dem satirischen Stoffe dem Gelächter preisgab. Er hatte während seiner Universitätsjahre in Leipzig bei der Witwe Rosina Müller gewohnt, war aber von ihr, da er die Miete nicht bezahlte, vor die Türe gesetzt worden. Dies gab die nächste Veranlassung zu seinen Pasquillen, die ihm zwar von Seite der Universitätsbehörde die Relegation, beim Publikum aber den Ruhm eines bedeutenden Humoristen eintrugen. Namentlich hatte die alte Hamburger Volksfigur des Schelmuffsky, die er zur Verhöhnung des Sohnes der Witwe Müller episodisch einführte, ihre komische Kraft bewährt und dieser Erfolg mag ihn bewogen haben, sie zum Mittelpunkt einer eigenen Dichtung zu machen. In dieser aber drängte er die persönliche Satire zurück und gestaltete das Pasquill zu einem Werke, zu dessen Verständnis die Kenntnis der tatsächlichen Voraussetzungen nicht nötig ist. In seiner Art klassisch, neben Münchhausen die beste in der langen Reihe der Lügnerzählungen, fesselt es auch heute noch den Leser durch die frische, dem Leben abgelauichte Darstellung und durch den Humor, der, freilich oft in derbem Tone, über das gelungene Werk niederer Komik sich ergießt.

Streng die Form des Ich-Romans wählend, läßt Neuter seinen Helden, einen Bürgersohn, der nie weit über seine Heimat hinausgekommen ist und es an klugem und galantem Wesen gern dem Adel gleich-tun will, in einem mit kavalierrmäßigen Modedrasen aufgeputzten Stil von seinen Reisen in aller Herren Länder, von Duellen, bedenklichen Liebesabenteuern und den größten Gefahren erzählen, wozu die Wirklichkeit und die überall hervorbrechende Hausknechtnatur einen komisch wirkenden Gegensatz bilden. Ganz nach Art solcher Großmäuler tritt er überall mit selbstbewußter Frechheit auf und glaubt alles in Staunen zu setzen, wenn er die merkwürdige Geschichte von der Ratte zum besten gibt. Mit hohen Perlonen, wie z. B. mit dem Bruder Grafen, schließt er sofort Freundschaft, die Damen werfen sich ihm an den Hals, alles ist des Lobes voll über seine Schönheit, seinen Mut und Geist, und immer wieder versichert er, daß er „ein brav Kerl“ sei, „dem was rechts aus den Augen sähe“ oder „der sich was rechts auf der Welt versucht hätte und noch versuchen wollte“. Selbst der Großmogul begegnet ihm mit Hochachtung, dessen Frau wählt ihn zum Tänzer. Und darum hofft er auch Glauben zu finden, wenn er seine wunderbare Geburt und Gefangenschaft „aus Tageslicht gibt“, von seiner Fußwanderung von Hamburg nach London, seinen Wagenfahrten in Venedig und von Rom erzählt, daß es aus lauter Schilf und Rohr gebaut sei und daher die Bauersleute ihre Butter und Käse in „Dreckschütten“ (auf Schiffen) feilhaben, obzwar „beim Sapperment“ und „der Tebel hohlmer“ alle Zuhörer vor Bewunderung das Maul aufsperrten.

Grimmelsshaufens Simplificissimus wird am Ende seiner abenteuerlichen Fahrten durch einen Schiffbruch mit einem Gefährten auf eine einsame Insel im Weltenmeere verschlagen, die er nach seines Genossen Tod ganz einsam bewohnt und auch nach Ankunft eines holländischen Schiffes nicht mehr verläßt. Es ist dies das Motiv, das, damals wenig beachtet, 50 Jahre später zur Modesache in der deutschen Reiseliteratur wurde und den Reiseroman, der es bis dahin nur auf das Wunderbare und Phantastisch-Romantische abgesehen hatte, in eine neue Entwicklung auslaufen ließ. Die Anregung dazu kam von England, wo der durch seine politische, soziale und schriftstellerische Tätigkeit berühmte Puritaner Daniel Defoe (geb. 1661 in London, gest. 1731) im April 1719 Das Leben und die seltsam überraschenden Schicksale Robinson Crusoes, eines Matrosen aus York, beschrieb von ihm selbst, im Druck ausgehen ließ. Die Grundlagen boten ihm die Erlebnisse des schottischen Matrosen Alexander Selkraig

oder Seltirk, wie er sich später nannte, der nach mancherlei Kreuz- und Quersfahrten zur See unter Dampier eine Reise nach der Südsee mitmachte, vom Schiffe entsprang und über vier Jahre lang ganz allein auf der Insel Juan Fernandez lebte, bis ihn 1709 der Kapitän Rogers auffand und nach England zurückbrachte. Defoe brachte seinen Roman erst nach langem Bemühen für 200 Mark an den Mann und bald konnte der Verleger Taylor nicht genug Exemplare schaffen. Kaum hat, abgesehen von der Bibel, je ein Buch bei hoch und niedrig, alt und jung einen so ungeheuren Erfolg erzielt. Nicht nur durch England, sondern über ganz Europa verbreitete sich das Werk, Übersetzungen und Nachahmungen folgen rasch eine der anderen, ja unter dem Namen der Perle des Ozeans wurde es selbst ein Lieblingsbuch der Araber. In keinem Lande aber wurde der Robinson so begeistert aufgenommen wie in Deutschland, wo er bereits 1720 in deutscher Übersetzung erschien, die innerhalb eines Jahres fünf Auflagen erlebte. Rasch tauchten auch zahllose Nachahmungen auf, und bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts gab es in Deutschland mindestens 100 verschiedene Robinsone und Robinsoninnen, bald nach verschiedenen Ländern (persische, griechische, russische, englische, irländische, holländische, dänische, französische, schweizerische, österreichische), bald nach Provinzen (fränkische, pfälzische, brandenburgische, schlesische) oder Städten (Leipziger, Berliner, Wiener) benannt, und selbst einzelne Stände und Gewerbe hatten ihren Robinson aufzuweisen (den medizinischen, den geistlichen und den Buchhändler-Robinson). Alles, selbst das Fremdartigste wird in den Kreis Robinsons gezogen und sogar die Maske eines deutschen Poeten mußte er nehmen, um über die schwülstige Gelegenheitsdichtung der zweiten schlesischen Schule zu „räsonnieren“ (1724). Der Grund für diese epochemachende Wirkung des englischen Robinson lag in dessen starkem Wirklichkeitsgehalte, dem gegenüber die Phantastereien der früheren Reiseromane verschwanden, und in dem Gedanken, an einem Unglücklichen, der hilflos auf eine Insel verschlagen wird, den allmählichen Entwicklungsgang der Menschheit bis zur Staatenbildung vorzuführen.

Die Not des täglichen Bedürfnisses führt Robinson von Erfindung zu Erfindung; das Gefühl der Hilflosigkeit und die Freude, wenn ein unvorhergesehenes Ereignis sie verringert, erwecken in seinem Innern die zarten Regungen des Gottvertrauens. Immer behaglicher weiß er sich sein Leben zu gestalten; die Höhle, die er zuerst bewohnt, weicht der Hütte, der Jäger wird zum Ackerbauer. Als er an Freitag einen Genossen gefunden hat, erstehen Haus und Gehöfte. Das Hinzutreten von neuen Schiffbrüchigen legt die Notwendigkeit auf, an die Schaffung neuer Erverbsquellen zu denken und das kleine Gemeinwesen durch Gesetze zu ordnen. Der Staat und die bürgerliche Gesellschaft entwickeln sich, deren religiöse und sittliche Angelegenheiten von einem Geistlichen im Sinne der allgemein religiösen Tuldung geleitet und geregelt werden. Es sind durchweg allgemein menschliche Verhältnisse, die der Robinson-Roman wie in einem Spiegelbilde vorführt, die Art, in der er es tut, weist bereits auf die philosophische Denkweise der späteren Dezennien seines Jahrhunderts hin. Der Gedanke, den Kulturgang der Menschheit vom Naturzustande bis zur Gesellschaftsgründung an einzelnen von der Gemeinschaft losgerissenen Menschen zu veranschaulichen, hat bereits vor Defoe andere Denker beschäftigt und läßt sich schon in der arabischen Literatur nachweisen, aber nie ist diese Aufgabe mit solcher Anschaulichkeit gelöst worden. Unter Defoes Hand gewinnt die Schilderung der Vorgänge den Charakter zwingender Glaubwürdigkeit; die Treuerzigkeit und Einfachheit der Erzählung, die der jedesmaligen Gemütsstimmung und Lage des Helden angepaßt ist, die Feinheit und Naturwahrheit der Charakterzeichnung, die dem Stande Robinsons zukommende Sprache und Darstellungsart und nicht zum mindesten die peinliche Umständlichkeit und äußerst lebendige Kleinmalerei verschrecken jeden Zweifel an der Wirklichkeit des Erzählten.

Diese Vorzüge des englischen Urbildes suchen wir nun freilich in den deutschen Nachbildungen vergebens, denn deren Verfassern und Lesern war die philosophische Auffassung wie das idyllische Naturempfinden fremd und das einsame Leben auf einer öden Insel entsprach schon gar nicht ihrem Geschmacke. Daher wurde das Inselmotiv vielfach durch einen unfreiwilligen Aufenthalt in der Fremde, etwa in türkischer Gefangenschaft, ersetzt, wenn es nicht gar dem Dichter gefiel, seinen Robinson auf dem Monde oder im Innern eines Seeungeheuers seinen Wohnsitz nehmen zu lassen. Denn je abenteuerlicher und phantastischer die Schicksale des Helden sich gestalteten, desto besser gefielen diese oft gemeinen, zuweilen moralisierenden, immer unerfreulichen Erzählungen, die, mochten sie sich nun Aventurierromane oder Robinsonaden nennen, erfunden sein oder an geschichtliche Personen sich anlehnen, im Grunde nichts anderes waren als die platte Fortsetzung der uns schon bekannten wunderfächtigen Reise- und Abenteuerromane,

über die Reuter sich lustig machte. Die Sache war dieselbe geblieben, nur der Name war geändert, gab es ja doch keine wirksamere Empfehlung eines Buches als das modische Aushängeschild „Robinson“ oder das gleichbedeutende „Aventurier“. Ernster gehaltene Robinsonaden begrenzen sich in der tatsächlichen Unterlage wirklicher Reisen oder allgemein festgestellter und bewährter Erfahrungen und Kenntnisse und suchen, wie am Ende des neunzehnten Jahrhunderts Kurt Laßwitz und Jules Verne, Belehrung und Unterhaltung verbindend, dem erwachten Verlangen nach Länder- und Völkerkunde gerecht zu werden, worin ihnen übrigens schon Happel mit seinen Geographieromanen am Ende des siebzehnten Jahrhunderts vorausgegangen ist. Eine Gruppe für sich bilden jene Robinsonaden, die auf Rousseaus Anregung hin von Pädagogen der sogenannten philanthropinistischen Richtung des achtzehnten Jahrhunderts für die Jugend verfaßt wurden. Von diesen wahr der Dessauer Lehrer Johann Carl Wezel in seinem „Robinson der Ältere“ (1779) die philosophische Haltung seines englischen Vorbildes, während der Hamburger Joachim Heinrich Campe in seinem „Robinson der Jüngere“ (1780) an die Stelle der kulturhistorischen und geschichtsphilosophischen Tendenz eine rein pädagogische treten ließ, um den Kindern durch anziehende Gespräche und Erzählungen allerlei nützliche Kenntnisse beizubringen. Zu diesen beiden Bearbeitungen, von denen die Campes bereits die 126. Auflage erlebt und zahlreiche Umformungen und Fortsetzungen erfahren hat, ist der Robinson bis zur Stunde ein Liebling der Kinder und Kinderfreunde geblieben, obgleich ihm in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in den Seeromanen Marryats und im „Lederschrumpf“ ein Rivale erstand.

Aus den flachen Niederungen der Robinsonaden erhebt sich die Geschichte von der Insel Felsenburg, die geistreichste Nachbildung des Robinsonmotivs in Deutschland. Sie erschien zwischen 1731 und 1743 in vier Teilen (2273 Seiten) unter dem Pseudonym „Gisander“, hinter dem sich Johann Gottfried Schnabel verbarg. Um 1690 in Sachsen geboren, hatte er an den Feldzügen des Prinzen Eugen in Brabant teilgenommen, ehe er sich in Stolberg am Harz niederließ, um im Auftrage des gräflichen Hauses die Zeitschrift „Stolbergische Sammlung Neuer und Merkwürdiger Weltgeschichte“ herauszugeben und dann als Hofagent seine Feder der Verherrlichung der Festlichkeiten seines Fürsten zu widmen. Noch mit der Vollendung des Hauptromans beschäftigt, veröffentlichte er den durch Zimmermann sprichwörtlich gewordenen laßiven und langweiligen Abenteuerroman „Der im Zergarten der Liebe herumtaumelnde Kavalier“ (1738), dem er 1750 „zum Plaisir für Staats- und Kriegsverständige und andere curieuse Leser“ die phantastische Geschichte „Der aus dem Mond gefallene und nachhero zur Sonne des Glücks gestiegene Prinz“ folgen ließ. Keines dieser Werke würde seinen Namen der Nachwelt überliefert haben, hätte er nicht in der Insel Felsenburg einen glänzenden und dauernden Beweis seiner dichterischen Begabung geliefert: freilich nur in den beiden ersten Teilen, denn die zwei folgenden stehen nicht mehr auf derselben Höhe und bekunden den auch sonst sich offenbarenden Mangel an Einheitlichkeit. Die Felsenburg erregte den Beifall der Zeitgenossen, fehlte neben dem Robinson nicht in Goethes Knabenlektüre, rief Nachbildungen hervor, wurde von Tieck modernisiert (1828), von Dehlesschläger in seinen „Inseln der Südsee“ verwertet (1826), und das schönste Stück fand Aufnahme in Arnims „Wintergarten“ (1809).

Im Gegensatz zu Defoe will Schnabel seine Erzählung nicht als Wahrheit, sondern als Dichtung angesehen wissen; entsprang sie ja doch dem sehnsüchtigen Verlangen, aus der trüben Wirklichkeit auf eine der „glückseligen Inseln“ sich zu flüchten, um dort die innere Ruhe zu finden. Ein Nachhall des dreißigjährigen Krieges durchzittert noch den Gang der Handlung und die Stimmung der Weltmüdigkeit des Simplicius besetzt auch jene wenigen Deutschen, die auf die Felsenburg, eine den Seefahrern unbekanntete Insel der Südsee, verschlagen wurden. Auf dieses fruchtbare Eiland gelangt nach einem Schiffbruch der biederherzige Sachse Albertus mit seinem Herrn und dessen Gemahlin Concordia, die nach dem Tode ihres Mannes und des ihr nachstellenden Lemelin ihre Hand dem treuen Beschützer zum ehelichen Bunde reicht. Albertus und Concordia werden nun die Stammeltern eines glücklichen Geschlechtes, das in jenem seinen Gefeßgeber und hochberzigen Altvater ehrt, diese friedliche Abgeschlossenheit um keinen Preis mit der unheilvollen Welt vertauschen will und mit den Waffen in der Hand gegen die Portugiesen verteidigt. Deutsche Handwerker, durch Schiffbruch auf die paradisiäische Insel verschlagen, finden Aufnahme; Ackerbau, Gewerbe und höhere Bildung blühen in dem 300 Köpfe zählenden sozialistischen Gemeinwesen, das weder

Armut noch verderblichen Luxus kennt, in dem Tugend und Glück herrschen, die Standesgrenze gefallen und unter der Leitung eines pietistischen Predigers jeder religiöse Haß geschwunden ist. Es ist ein Idealstaat, wie er seit Platons „Republik“, Thomas Morus' „Utopia“, Andreas „Christenburg“ (S. 517), Campagnellas „Sonnenstaat“ bis an Heines „Bimini“ und Bellamys „Rückblick aus dem Jahr Zweitausend“ wiederholt in dichterisch-philosophischer Weise ausgemalt wurde. Doch begnügte sich Schnabel nicht mit dem Versuche, das soziale Problem des Robinsonstoffes zu lösen, sondern er wollte auch damit eine Sittenschilderung der deutschen Verhältnisse verbinden. Daher läßt er, für seinen Roman die Form der Rahmen-erzählung wählend, den Altvater Albertus und die hervorragendsten Ansiedler ihre Lebensschicksale in Deutschland berichten und, um der Insel eine Vorgeschichte zu geben, die Überreste eines Mannes finden, der, wie jener Unglückliche auf Salas y Gomez, seine Lebensgeschichte schriftlich hinterlassen hat. In novellistische Form gekleidet, schlagen diese Berichte der Kolonisten oft den beliebten realistischen Ton an, vernachlässigen Sprache und Stil und gefallen sich in dem Geisterputz und in der Phantastik des Abenteuerromans; doch weiß der Verfasser auch für die idyllisch-patriarchalische Stimmung, die den ersten Teil durchweht, den Ton schlichter und treuherziger Darstellung zu treffen, die Charaktere der Hauptpersonen seelisch zu vertiefen und einzelne Szenen, wie die Werbung des Albertus um Concordia und deren Hochzeit, mit einem erfrischenden Hauch echter Poesie zu erfüllen.

5. Das Drama.

Martin Opitz hatte mit seinen Übersetzungen aus dem Lateinischen und Griechischen den Weg vorgezeichnet, den das Kunstdrama nehmen sollte: doch erst Andreas Gryphius betrat ihn mit eigenen Schöpfungen und mit diesen annähernd regelrecht gebauten Tragödien war die von seinem Landsmann angebahnte gelehrte Renaissancekunst nun auf allen Gebieten der deutschen Poesie erreicht. Er war nicht bloß der talentvollste Dramatiker seines Jahrhunderts, sondern auch ein bedeutender Lyriker und vor allem ein Dichter, der nicht, wie Opitz, dichtete, weil er wollte, sondern weil sein Inneres ihn dazu drängte: daher stehen denn auch sein Leben und seine Schriften wie vielleicht bei keinem Poeten jener Zeit in der engsten Wechselbeziehung.

Aus der thüringischen Adelsfamilie Greif entstammend, erblickte Gryphius 1616, dem Todesjahre Shakespeares, zu Groß-Glogau in Schlesien als der Sohn eines Archidiaconus das Licht der Welt, die für ihn zum „Wohnhaus grimmer Schmerzen“ und zum „Schauplatz herber Angst“ werden sollte. Denn früh der Eltern beraubt und einem selbstfüchtigen Stiefvater überlassen, mußte die arme Waise jeden Schritt des Lebens und der Bildung sich erkämpfen, nur begleitet von Not und Tod, den treuen Gefährten von seiner Jugend an. Den Bruder, die Schwester und seine Tochter sieht er in ihrer Blüte in das Grab steigen, die Braut wird ihm durch den Tod entrißen und mit Mühe entgeht er ihm selbst: dreimal vernichtet der Brand die Stätte, wohin er seinen Fuß setzte, und ein andermal vertreibt ihn Kriegsnot, Pest und Seuche. Kein Wunder, daß sein von Natur aus zur Schwermut neigendes Gemüt verdüstert und sein Lebensmut niedergebeugt wurde. Dennoch verliert er das Vertrauen nicht, daß Gott an ihn denke. „Doch nein! der treue Gott beut mir noch Aug' und Hand; Sein Herz ist gegen mir mit Vater-Treu entbrand.“ Trotz dieser traurigen Grundstimmung, die sein Leben und Dichten durchzittert, entwickelte sich sein Geist in vielseitiger und bewundernswerter Weise. Durch Lehren sich die Mittel zum Lernen erwerbend, legte er in Fraustadt den Grund zu seiner Bildung, die in der Folgezeit elf Sprachen und geradezu alle Wissenschaften umfaßte, und dichtete als 15-jähriger Student ein lateinisches Epos vom bethlehemitischen Kindermorde und dem Tode des Tyrannen Herodes. Nachdem er in Danzig seine Studien fortgesetzt hatte, folgte er (1636) dem Rufe seines schlesischen Landsmanns, des edlen und klassisch gebildeten kaiserlichen Kammerfiskals Georg Schönborn, und verlebte als Erzieher der Söhne dieses auch für seine Zukunft väterlich besorgten Mannes die glücklichsten Tage seiner Jugend.

Aus Schönborns Händen empfing Gryphius den Dichterlorbeer und die Würde eines Magisters der Philosophie, die ihm das Recht verlieh, Vorlesungen zu halten. Davon machte er Gebrauch, als er 1638 sich in Leyden niederließ, um an der damals berühmtesten Universität zu hören und bald auch zu lehren. Der mehrjährige Aufenthalt daselbst wurde für sein dramatisches Schaffen von nachhaltigem Einflusse. Die Niederländer spielten nach ihrem Siege über Spanien nicht bloß in der europäischen Politik eine bedeutende Rolle, sondern hatten auch auf dem geistigen